

Intime Experimente

Unterwegs in japanischen Schlaflaboren mit Ariyoshi, Tanizaki und Kawabata

Birgit Griesecke (Berlin und Bonn)

1. Schlaflabore der japanischen Literatur

Was haben ARIYOSHI Sawakos *Hanaoka Seishu no tsuma*, KAWABATA Yasunaris *Nemureru bijo* und TANIZAKI Junichirôs *Kagi* miteinander zu tun – außer daß alle drei von prominenten Vertretern der japanischen Literatur binnen eines guten Jahrzehnts (1956–1967) veröffentlicht wurden, daß sie zudem jeweils den Stoff für publikumsträchtige Verfilmungen abgaben und körperlich Skandalöses (oder skandalös Körperliches) thematisieren?

In allen drei Romanen geht es um Frauen, die schlafen und Männer, die ihnen dabei zuschauen. In allen drei Fällen schlafen die Frauen nicht ‚normal‘ und die Männer schauen nicht ‚einfach‘ zu. Die Sache ist komplizierter. Die Frauen schlafen narkotisiert, und die Männer beobachten sie sehr genau und keineswegs interesselos.

Nun ist Schlaf eine sehr intime Angelegenheit; mit zunehmender Tiefe des Schlafes verlieren wir mehr und mehr die Kontrolle, sind möglicherweise Blicken und Handlungen anderer, Nichtschlafender, ausgeliefert und wollen uns darauf verlassen können, daß diese Asymmetrie nicht ausgenutzt wird. Daß während des Schlafes unsere Integrität beeinträchtigt oder angegriffen werden könnte, ist nicht nur eine unangenehme, sondern eine zutiefst unheimliche Vorstellung. Für die prekäre Verbindung von Schlaf und Sozialität hat die japanische Sprache, wie erst kürzlich Brigitte Steger aufgezeigt hat, feine Differenzierungen hervorgebracht:¹ Während *anmin* 安眠 das Ideal des sicheren, ruhigen Schlafes bezeichnet, haben wir es beim *inemuri* 居眠り (wörtlich: „anwesend schlafen“) mit dem mehr oder minder kurzen Einnicken in der Öffentlichkeit zu tun, das zwar überaus verbreitet ist, aber gerade bei Frauen mit der Sorge um den Verlust einer angemessenen Körperhaltung einhergeht und das Kunststück einer Verbindung von Aufmerksamkeit und Schlaf herausfordert. *Tanuki neiri* 狸寝入り (wörtlich: „Dachsschlaf“) wiederum ist der spöttische Name für ein zuzusagen vorgetäushtes *inemuri*, mit dem man sich gewissen Unannehmlich-

¹ Vgl. Brigitte STEGER: *(Keine) Zeit zum Schlafen? Kulturhistorische und sozialanthropologische Erkundungen japanischer Schlafgewohnheiten*. Münster: Lit 2004, bes. S.341ff.

keiten und Verpflichtungen (aufgezwungenen Gesprächen etwa oder der Freigabe eines Sitzplatzes an eine ältere oder gebrechliche Person) einfach entziehen kann. Und *soine* 添寝 meint – ohne sexuelle Konnotationen – „sich zu jemandem schlafen legen“, um damit, insbesondere bei Kindern, ein tröstliches, beruhigendes Gefühl entstehen zu lassen. Yoshimoto Banana hat in ihrer Erzählung *Shirakawa yofune* dieser besonderen Art des ‚Bei-Schlafens‘ eine nicht weniger besondere Wendung gegeben und sie als Dienstleistung beschrieben, die eine junge Frau gewissen auserwählten Kunden anbietet: Menschen, die so unendlich erschöpft sind, „so sehr, daß nicht sie selbst mehr merken, wie unendlich erschöpft sie sind. Deshalb – und man kann sich wirklich darauf verlassen – wachen sie nachts plötzlich auf“. Daß sie sich dann von dem sanften freundlichen Wesen neben ihnen etwa ein Glas Eiswasser reichen lassen können, gibt ihnen das sichere Gefühl, dessen die so dringlich bedürfen, und, beschützt wie sie sind, schlafen sie schnell wieder ein: „[...] so sind die Menschen halt. Ich glaube, sie brauchen alle bloß jemanden, der einfach nur neben ihnen liegt“, resümiert Shiori, die erfahrene Schlaftherapeutin.²

Die verschiedenen klinischen Schlaflabore dieser Welt teilen das therapeutische Anliegen, setzen aber freilich auf eine etwas distanziertere Art der Betreuung: Hier sind die schlafgestörten Kunden Patienten; kranke Menschen, deren physiologische Daten gemessen und aufgezeichnet werden, um daraus Hinweise auf die Quellen der Pathologien und deren Behebung zu gewinnen. Gerade weil sich diese Patienten schlafend den Beobachtungen und Messungen ausliefern, werden die Leiter solcher Schlaflabore heutzutage nicht müde, zu versichern, daß, aller nahe liegender Assoziationen zum Trotz, in ihren Laboratorien eben gerade nicht experimentiert werde. Man will schließlich nicht Angst und Schrecken verbreiten, sondern zu einem ruhigen und gesunden Schlaf verhelfen.

Die Schlaflabore der japanischen Literatur, denen ich mich im folgenden widmen möchte, sind allerdings nun keineswegs von dieser therapeutischen Art: In ihnen erfolgt die Beobachtung mal tief, mal unruhig Schlafender nicht als behutsame Betreuung; sondern gerade die experimentelle Erprobung der existentiellen Ungesicherheit des Schlafes, in der sich, wie wir sehen werden, Kontrolle und Kontrollverlust auf mannigfache Weise verschränken können, bildet hier den Einsatz in die ebenso dramatischen wie delikatsten Erzählstränge.

Werfen wir also zunächst einen Blick auf die verschiedenen *plots* und beginnen mit Ariyoshi Sawakos *Hanaoka Seishu no tsuma*,³ einem historischen Roman, oder besser einem Roman historischen Inhalts aus dem Jahr 1967. Er handelt

2 Vgl. Banana YOSHIMOTO: „Dornröschenschlaf“, übers. aus dem Japanischen von Annelie ORTMANN, in: *Dornröschenschlaf. Drei Erzählungen von der Nacht*. Übers. v. Annelie ORTMANN / Gisela OGASA / Anita BROCKMANN. Zürich: Diogenes 1998 (1991), S.24, jap. „Shirakawa yofune“, in: *Shirakawa yofune*. Tôkyô: Kadogawa 1992, S.24, geänd. (Bei Zitaten werde ich im folgenden jeweils die japanischen und die deutschen Seiten angeben; von mir leicht geänderte Übersetzungen kennzeichne ich mit „geänd.“).

3 ARIYOSHI Sawako: *Hanaoka Seishû no tsuma*. Tôkyô: Shinchôsha 2000 (Übers. aus dem Japanischen von Urs Loosli: *Kae und ihre Rivalin*. Zürich: Theseus 1990.

von Kae, der Tochter einer angesehenen Samurai-Familie in der japanischen Provinz Kishû (dem heutigen Wakayama). Sie ist 21 Jahre alt, als sie 1782 in die Arztfamilie Hanaoka einheiratet. Es ist eine Vermählung ohne Bräutigam, denn noch bevor Kae diesen hätte sehen und sprechen können, war er zum Medizinstudium nach Kyôto aufgebrochen. Am Hochzeitstag liegt an seinem Platz – stellvertretend – eine chinesische Kräuterlehre aus der Ming-Zeit (1368–1644). Erst gut drei Jahre später kehrt er heim, um seine Frau kennenzulernen und um sich, neben der Arbeit in der vom Vater übertragenen Landarztpraxis, seinen medizinischen Ambitionen zu widmen, die darin bestehen, die Erkenntnisse der westlichen und der chinesischen Medizin so miteinander zu verbinden, daß sie endlich das hervorbringen würden, wonach hier wie dort händierend gesucht wurde: ein verlässliches Narkotikum für lebensrettende, invasive Operationen. Denn erst das Zusammenwirken der anatomischen Kenntnisse und chirurgischen Instrumente des Westens, die auch zur Zeit der Landesabschließung Japans (*sakoku*) über die holländische Faktorei im Hafen vor Nagasaki ins Land gedrungen waren, mit den herkömmlichen chinesischen Therapien werde, meint der junge Arzt, die medizinische Kunst über ihre Beschränkungen hinausführen, den Patienten Schmerzlosigkeit und den Ärzten die Möglichkeit präzisen, lebensrettenden Eingreifens schenken. Dieses Projekt hat einen legendären Hintergrund: Hua T'uo, ein Arzt der späten Han-Zeit (202 v. – 220 n. Chr.) soll seine Patienten mittels eines Trunkes in einen so tiefen Schlaf versetzt haben, daß er schmerzlos Operationen in Schädel und Brustkorb durchführen konnte.⁴ Auf die Spur dieses Trunkes also will sich Hanaoka begeben; er möchte der Hua T'uo Japans werden. So beginnt er, aus verschiedenen Pflanzen – im wesentlichen Stechapfel (*mandarage* 曼陀羅華), Eisenhut (*uzu* 烏頭), Angelica-Wurzel (*byakushi* 白芷), die Wurzel eines japanischen Aaronstabgewächses (*mamushigusa* 蝮草) – einen von ihm zunächst *tsûsensan* 通仙散, später gemäß dem chinesischen Vorbild *mafutsusan* 麻沸散 genannten Sud herzustellen und ihn über einen Zeitraum von etwa 10 Jahren an Katzen und Hunden zu erproben.⁵ Als diese Versuche endlich von Erfolg gekrönt sind, d. h. als die operierten Tiere die Narkose ohne wahrnehmbare Schädigungen überleben, ist der Zeitpunkt gekommen, die Wirkweise des Kräutersuds auf den menschlichen Organismus zu erkunden. In einer unheilvollen Konkurrenz um die intensivere Bindung an Seishû buhlen jetzt seine Mutter und seine Ehefrau darum, diese Versuchsperson sein zu dürfen, um seiner Entdeckung zum Durchbruch zu verhelfen und ihre eigene Opferbereitschaft bezeugen zu können. Seishû ringt sich dazu durch, zunächst seiner Mutter ein mit Alkohol versetztes starkes, aber vollkommen ungefährliches Schlafmittel zu geben und sie dabei im Glauben zu lassen, die erste wichtige Probandin gewesen zu sein. Kae wohnt diesem Versuch bei und wird Zeugin nicht nur dieser Vorspiegelung im Namen des häuslichen Friedens,

4 Vgl. dazu Ira M. RUTKOW: *Surgery. An Illustrated History*. St. Louis: Mosby 1990, S. 70ff.

5 Vgl. dazu unter medizinhistorischen Gesichtspunkten u. a. SAKAI Shizu: *Nihon no iryôshi*. Tôkyô: Tôyô shoseki 1982, S. 322–329.

sondern auch des rauschhaft-wilden Gebarens ihrer Schwiegermutter, die sich im Schlaf aus ihren Kleidern windet und sich entblößt den Augen ihrer Schwiegertochter und den ungerührten taktilen Tests ihres Sohnes – er kneift sie „an ihrer empfindlichsten Stelle“ zwischen den Oberschenkeln – darbietet.

Wenige Zeit später erfolgt der erste richtige Versuch, in dem Hanaoka seiner Frau Kae die tatsächlich zu testende Substanz einflößt. Nach einigen Stunden wilden Fieberdeliriums schläft sie drei Tage und zwei Nächte, während Seishû an ihrem Bett wacht. Kae hat für die erwartete Zeit ihrer Bewußt- und Kontrolllosigkeit Vorsorge getroffen. Mit den Reststücken alter Baumwollverbände bindet sie sich Fuß- und Kniegelenke zusammen, und ihre Kleidung schnürt sie nach einer alten Samurairgel für den rituellen Freitod. Auch im Falle heftigster Bewegung können sich diese Schlingen nicht lösen, im Gegenteil, sie ziehen sich immer fester zusammen. Was für die Schmerzagonie der Selbstentleibung als wirksam erprobt ist, wird hier für die Ungehaltenheit in der Betäubung, für den Furor des Rausches, nutzbar gemacht. Seishû zeigt sich, als das Experiment glücklich überstanden ist, weder als Ehemann noch als Experimentator brüskiert von diesem Eingriff seiner Frau ins Experiment, sondern vielmehr als Ehemann beeindruckt von der Sittenstrenge seiner Frau, und als Arzt beglückt über eine ihm bislang unbekanntes Bindetechnik, die ihm beim Anlegen von Wundverbänden helfen wird. Als Zeichen dieser neuen ‚Verbundenheit‘ mit Kae nimmt er später, nach einem weiteren Versuch, in dessen Folge Kae erblinden wird und nachdem er 1805 dann tatsächlich erfolgreich eine Brustkrebsoperation an einer mit *tsûsengan* narkotisierten Patientin durchgeführt hat – es ist die mutmaßlich erste unter Vollnarkose vorgenommene Operation in der Geschichte der Medizin – das Bild dieser Schlingen in sein Familienwappen auf.

Ariyoshi Sawako hat ihre Erzählung aus historischen Dokumenten, Tagebüchern, Chroniken und Schriftwechseln rekonstruiert,⁶ und ihr Buch ist in Japan weithin rezipiert worden, so daß dort heute jedes Kind die Geschichte von Hanaoka Seishû und seinen Frauen kennt. Anders als im Westen, wo nicht nur dieses Stück japanische Wissenschaftsgeschichte in der Fachliteratur weitgehend ignoriert wird, sondern auch die näher liegende Begründung der modernen Anästhesie durch Humphry Davys Selbstversuche mit Lachgas in England um 1800 kaum einer breiteren Öffentlichkeit bekannt ist⁷ (ein Umstand, der sich nicht geändert hat, seit Robert Musil die Klage darüber im *Mann ohne Eigenschaften* führte: „Während der schöne Geist in der gleichen Weise wie Goethe und Michelangelo, Napoleon und Luther bewundert sein will, weiß heute kaum noch irgendwer den Namen des Mannes, der uns den unsagbaren Segen der

6 Daß einer der drei Romane einen realen Hintergrund hat, ist für die hier durchgeführte Diskussion unerheblich; eine Studie zu den historischen Materialien des Falles ist allerdings von mir in Vorbereitung und wird voraussichtlich im nächsten Jahr erscheinen.

7 Vgl. dazu Birgit GRIESECKE: „Rausch als Versuch. Unerzählerisches in der Vorgeschichte der Anästhesie“, in: Jürgen TRINKS (Hg.): *Möglichkeiten und Grenzen der Narration*. Wien: turia+kant 2002, S.135–163. (Zugleich Preprint 201 des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte, Berlin 2002).

Narkose geschenkt hat“),⁸ sind in Japan die Heldenqualitäten der Familiengeschichte Hanaoka wohl erkannt worden. Und gerade der vehemente Aufopferungswille der Frauen wird in seiner hervorragenden Vereinbarkeit mit einem jedenfalls noch nicht gänzlich überlebten Sittenkodex einiges zur Popularität beigetragen haben.⁹

Dies allerdings ist im Fall von Tanizakis *Kagi*,¹⁰ erschienen bereits 1956, deutlich anders: Zwar geht es auch im *Schlüssel* um eine Versuchsreihe, in der eine traditionell erzogene Frau berauscht schläft und ein Mann sie mit geradezu klinischer Genauigkeit beobachtet, doch werden hier die Konventionen auf eine Weise aus den Angeln gehoben, die sogar das japanische Parlament beschäftigte, das seinerzeit darüber zu befinden hatte, ob sich der Nobelpreiskandidat jetzt nicht doch aus der hohen Literatur ins fragwürdige Feld der Pornographie begeben habe.¹¹ Erstaunlicherweise wurde der Roman dann doch nicht verboten. War es, weil die Direktheit und Unverblümtheit der Schilderung von Nacktheit und sexueller Obsession nicht erst im Rückblick, sondern schon in der Zeitgenossenschaft nicht nachhaltig verdecken konnte, daß hier nicht eine mehr oder minder schlichtgebaute Lustmaschinerie in Gang gesetzt wird, sondern daß eine hohe psychologische Raffinesse dieses subtile Textgefüge durchzieht? Textgefüge ist eher als Roman wohl die treffende Bezeichnung, weil wir es mit der geschickt versetzten Tagebuch-Chronik eines Ehepaares zu tun haben, die – Privileg des in dieser Hinsicht unübersetzbaren Originals – die materialen Möglichkeiten des japanischen Schriftsystems nutzt: Der Mann schreibt im Habitus männlicher Gelehrtheit in einer Mischschrift aus Kanji und Katakana, seine Frau vorwiegend in weiblich konnotiertem Hiragana. So prozessiert sich die Geschichte dieses Paares in den mittleren Jahren, das durch ihre Tagebucheintragen und die sich als zutreffend erweisende Spekulation, der jeweils andere werde sie heimlich lesen, endlich den ‚Schlüssel‘ gefunden zu haben scheint, sich auch ohne ein direktes Gespräch, das konventionelle Schamgrenzen überschreiten würde, gegenseitig ihre intimen Wünsche in der körperlichen Liebe, ihre Verzweiflung und ihre wechselnden Empfindungen mitzuteilen. Die Schamgrenzen nicht nur im Wort, sondern auch in der Tat zu überschreiten, ist allerdings das, worum es ihnen in einer exzessiven Serie von Versuchen miteinander eigentlich geht; Versuche, in die sie sich zugleich mit ihren Tagebuchein-

8 Vgl. Robert MUSIL: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Bd. 1, Reinbek: Rowohlt 1999, S.299.

9 Vgl. hierzu Irmela HIJYA-KIRSCHNEREIT: *Japanische Gegenwartsliteratur*. München: edition text + kritik 2000, S.299f. sowie den Beitrag von Gail Lee BERNSTEIN: „The Model Japanese Woman“, in: *The Journal of Japanese Studies*. 6/2 (1980), S.105–108; hier werden ARISHIMA Takeos *Aru onna*, ENCHI Fumikos *Onnazaka* (dt. von Otto PUTZ: *Die Wartejahre*. Reinbek: Rowohlt 1985) und ARIYOSHI Sawakos *Hanaoka Seishû no tsuma* in eine Reihe gestellt.

10 TANIZAKI Junichirô: *Kagi*. Tôkyô: Shinchôsha 2003 (Übersetzt aus dem Japanischen von Sachiko YATSUHIRO und Gerhard KNAUSS: *Der Schlüssel*. Reinbek: Rowohlt 1977 (1961)).

11 Vgl. dazu Keiko I. McDONALD: „Rhetorical Stance in Tanizaki's *The Key*“, in: *The Japan Interpreter*. 1976, 11,2, S.203–212, hier: S.203.

tragungen verstricken und die im wesentlichen darin bestehen, daß Ikuko sich regelmäßig, in unausgesprochener Übereinkunft mit ihrem Ehemann, mit Tabletten und Alkohol in eine nächtliche Betäubung halb versetzt, halb versetzen läßt und so diesem die langersehnte Möglichkeit gibt, seine Frau gänzlich nackt zu sehen, ihren Körper ohne Einschränkungen zu betrachten und zu liebkosen. In dem Bemühen herauszufinden, wie tief ihr Schlaf wirklich ist, ob sie simuliert oder nicht, treibt er seine Betrachtungen ihrer Nacktheit unter Einsatz hellster Lampen und Kameras immer weiter und gerät in einen letztlich tödlichen Strudel zwischen Schaulust, Wollust und Scham, den seine tief in diese drogistisch erzeugten erotischen Situationen mitverstrickte Frau gezielt in Bewegung hält. Im Niemandsland von Dämmer, Traum und Rausch erlaubt sie sich, ihre Lust und die Besessenheit ihres Mannes, der seine physische Kondition seinerseits durch Medikamente steigert, auf eine Weise zu erproben, die traditionelle Schamsanktionen nicht zulassen würden. Daß dabei noch eine dritte und eine vierte Figur, die Tochter des Paares, Toshiko, und ein gewisser Kimura, ein Bekannter aus dem beruflichen Umfeld des Professors, dem die Rolle des jugendlichen Liebhabers zukommt, immer mehr in diese Konstellation hineingezogen werden und sie antreiben, kommt hinzu, ändert im Grunde aber nichts an dem dual angelegten System dieses Doppelversuchs, der seine verhängnisvolle Dynamik aus den verschiedenen Bekenntnissen, Halbwahrheiten, Spiegelungen und Verschleierungen der Tagebucheintragungen gewinnt und der immer ausschweifender und zwanghafter wird, bis der Ehemann nach einigen exzessiven Monaten in der Folge zweier Schlaganfälle stirbt. Nach seinem Tod führt Ikuko ihr Tagebuch weiter und bekennt die halbbewußten Strategien und Intuitionen, mit denen sie in die Serie der nächtlichen Ausschweifungen eingegriffen hat.

Nacktheit und Intimität, Sexualität und Tod, Macht, Unterwerfung, seelische Abgründe sind auch die Themen von Kawabata Yasunaris *Nemureru bijo*¹² (1961), in dem Yoshio Eguchi, ebenfalls ein Mann an der Schwelle zum Alter, die Gelegenheit zu ungestörter Betrachtung weiblicher Körper sucht. Ein Bordell der besonderen Art bietet, mit der Maßgabe, daß es zu keinerlei Zudringlichkeiten und Gewaltsamkeiten kommen dürfe, Männern im Greisenalter die nächtliche Gesellschaft narkotisierter junger Frauen an. Durch den Hinweis eines Bekannten einmal an diesen lasziven Ort strenger Regeln verschlagen – die Wahl der Mädchen bleibt der Empfangsdame vorbehalten, immer muß das Mädchen schon tief schlafen, bevor er das Zimmer betreten darf, nie darf er bleiben, bis sie erwacht, nichts erfährt er über die Hintergründe dieser Einrichtung oder auch nur über die Natur des Narkotikums, oder darüber, warum die Dame von erfahrenen und unerfahrenen Mädchen spricht, wo sie andererseits versichert, sie würden nichts von der nächtlichen Begegnung spüren oder erinnern – inmitten dieser hochartifizialen Arrangements also, verbringt der altern-

12 KAWABATA Yasunari: *Nemureru bijo*. Tōkyō: Chūō kōronsha 1964 (Nihon bungaku 38). (Übers. aus dem Japanischen von Siegfried SCHAARSCHMIDT: *Die schlafenden Schönen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004 (1994).

de Eguchi dann in immer kürzeren Abständen an der Seite verschiedener, in Tiefschlaf versetzter junger Frauen fünf Nächte. Als einer, der in seinem Leben intime Erfahrungen mit Frauen reichlich gesammelt hat, unterzieht er die Schlafenden einer genauen Musterung und zeigt dabei eine höchst subtile Wahrnehmungsfähigkeit nicht nur in bezug auf Körperbau, Haut und Geruch, sondern auch in bezug auf ihre Bewegungen und Laute während des tiefen Schlafes. Immer wieder gerät er dabei über ausgedehnte Assoziationsketten in einen Strudel der Erinnerungen, in die sich Ängste, Fürsorge, Selbstekel und Gewaltphantasien mischen; es ist ein Schwebezustand zwischen Traum und Wirklichkeit, in dem auch ein Schlafmittel, das ihm zur Verfügung steht, seine Wirkung tut. Und wie in den anderen beiden Romanen ist auch hier der Tod präsent: Eines Tages wird Eguchi gewahr, daß ein Gast des Hauses neben einer schlafenden Schönen gestorben ist; und wenig später, als er in seiner fünften Nacht in dem Haus aus einem Traum aufschreckt, ist eine schlafende Schöne neben ihm gestorben; so will es ihm jedenfalls erscheinen. Die herbeigerufene Empfangsdame jedoch bestreitet es, trägt den leblosen Körper weg und bringt ihm ein Mittel, das ihn in Ruhe weiterschlafen lassen soll; aber wir erfahren nicht mehr, ob es ihm, der in dem Haus der Greise und jungen Frauen sich selbst und dem Tod ins Gesicht gesehen hat, gelingen wird.

Soweit die *plots* der Fälle aus den, wie ich es hier nennen möchte, Schlaflaboren der modernen japanischen Literatur. Schlaflabor, dieses Wort führt bereits mit sich, daß hier eben nicht nur geschlafen, sondern gearbeitet, gehandelt und mehr noch: experimentiert wird. Dies ist es, worin ich die wesentliche Gemeinsamkeit der drei Romane sehe: Das experimentelle Handeln, das den intimen Raum des Schlafes durchkreuzt. Anders gesagt haben wir es hier mit Menschenexperimenten zu tun. Es ist aber meines Erachtens nun gerade nicht so, daß das experimentelle *setting*, was im Fall von Hanaoka Seishû gewissermaßen auf der Hand liegt, „irgendwie auch“ für die anderen beiden Fälle gelten könne. Umgekehrt meine ich, daß – legen wir eine avancierte und nicht eine herkömmliche Auffassung des Experimentellen zugrunde – Hanaokas Experimente im Vergleich zu den anderen Fällen gar nicht einmal die einschlägigsten sind. Es gilt also, an dieser Stelle innezuhalten und zunächst verschiedene Auffassungen des Experimentellen zu unterscheiden.

2. Intimität und Extimität in Experimentalsystemen

Die herkömmliche Wissenschaftstheorie hat den Experimenten eine klare Aufgabe zugewiesen: Experimente sollen an der Wirklichkeit überprüfen, ob theoretisch gewonnene Annahmen tatsächlich zutreffen. Eine solche Erprobung dient der Bestätigung oder Widerlegung der gedanklichen Konzeptionen durch eine unabhängige Instanz, die Natur. Auf eine Formel gebracht: Der Experimentator fragt, die Natur antwortet. Die Reproduzierbarkeit der experimentellen Anordnung und die Gesetzmäßigkeit der Natur bringen es dann zudem mit sich, daß Experimente wiederholbar und also intersubjektiv nachprüfbar sind. So

entsteht – nach landläufiger Auffassung – die Wissenschaft als stabiles Gerüst gesicherter Wahrheiten. Dieser Theorielastigkeit haben neuere Forschungen zum Experiment die praxeologische Dimension experimentellen Handelns entgegengestellt: Im Experiment, so wird jetzt argumentiert, wird ein Vorgang zum Ablaufen gebracht, der durch den Aufbau, das *setting*, lediglich induziert, aber keineswegs kontrolliert wird: Es gehört somit zur elementaren Erfahrung im Experimentieren, daß nicht nur eine Ausgangsannahme bestätigt oder wiederlegt wird, sondern sich ein Drittes ergeben kann, das in keiner Weise vorhersehbar war. So wäre also das Experimentieren zu begreifen als ein radikal ergebnisoffenes Unternehmen, das zugleich unauflöslich in die materielle Welt verwoben ist, in die es eingreift, in der es Phänomene produziert, mißt, beobachtet und Technologien der Manipulation entwickelt, über die es nicht von vornherein die Kontrolle bewahren kann.¹³

Interessanterweise greift Hans-Jörg Rheinberger, einer der profiliertesten Vertreter der neuen Experimentaltheorien, zu dessen näheren Bestimmung auf ein nicht naturwissenschaftliches Theorem zurück – auf das der ‚Extimität‘ oder ‚intimen Exteriorität‘ von Jacques Lacan:

Je mehr [ein Wissenschaftler] lernt, mit seiner Experimentalanordnung umzugehen, desto stärker spielt sie ihre eigenen inhärenten Möglichkeiten aus. In einem gewissen Sinn macht sie sich von den Wünschen des Forschers unabhängig, gerade weil dieser sie mit all der ihm zur Verfügung stehenden Kunstfertigkeit entworfen und eingerichtet hat. Was Lacan für die Humanwissenschaften formuliert hat, gilt somit auch hier: „Das Subjekt ist, wenn man so sagen kann, in innerem Ausschluß seinem Objekt eingeschlossen.“ Diese ‚intime Exteriorität‘ oder ‚Extimität‘ [...] können wir auch als ‚Virtuosität‘ bezeichnen.¹⁴

Virtuos ist, so gesehen, ein Experimentator, der es aus intimer Kenntnis seiner Forschungsumgebung heraus versteht, einer sorgfältigst eingerichteten Experimentalanordnung die Zügel schießen zu lassen, ganz dabei zu sein und es auszuhalten, dennoch einen Schritt abseits sein: „Das Subjekt ist mit seinem Objekt versäumt. – ‚suture‘ heißt es in der zitierten Schrift [Lacans]: verzahnt und knapp daran vorbei, in den beiden Bedeutungen des Wortes ‚versäumen‘.“¹⁵ Nicht allein eine Fülle an intellektuellen Erfahrungen vermag eine solche experimentelle Könnerschaft zu gewährleisten, es braucht, wie es Rheinberger mit

13 Vgl. ausführlicher dazu Birgit GRIESECKE / Werner KOGGE: „Was ist eigentlich ein Gedankenexperiment? Mach, Wittgenstein und der neue Experimentalismus“, in: Marcus KRAUSE / Nicolas PETHES (Hg.): *Literarische Experimentalkulturen. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S.41–72.

14 Hans Jörg RHEINBERGER: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Göttingen: Wallstein 2001, S.18. (Lacans Konzeption der ‚Extimität‘ bzw. ‚intimen Exteriorität‘ findet sich in: Jacques LACAN: *Die Wissenschaft und die Wahrheit (Schriften II)*. Freiburg i.Br.: Walter 1975, S.231–257, hier: 239 sowie ders.: *Die Ethik der Psychoanalyse. Das Seminar, Buch VII*. Berlin: Quadriga 1996, S.171.)

15 Hans-Jörg RHEINBERGER: „Augenmerk“, in: Ders.: *Iterationen*. Berlin: Merve 2005, S.51–73, hier: S.53.

einem Wort des polnischen Immunologen und Wissenschaftsphilosophen Ludwik Fleck ausdrückt, ‚Erfahrenheit‘, das ist – ganz ähnlich der berühmten Dimension eines ‚stummen Wissens‘, von der Michael Polanyi gesprochen hat – eine Art ‚erworbene Intuition‘: „Erfahrenheit *muß* gelernt werden, das liegt in der Natur der Sache, und sie übersteigt gleichzeitig doch, was in einem expliziten Sinne gelernt werden *kann*.“¹⁶

Mit ‚Erfahrenheit‘ also kann der Experimentator das Experimentalsystem zur Offenbarung seiner nicht antizipierten, inhärenten Möglichkeiten bringen, die wiederum nur einer Wahrnehmung nicht entgehen können, die viel weniger gerichtet als suchend, viel weniger offensiv als reaktiv ist – einer responsiv strukturierten Aufmerksamkeit sozusagen.¹⁷

Wir müssen uns jedoch, um diesen Sachverhalt noch besser zu begreifen, vergegenwärtigen, was eigentlich ein Experimentalsystem ist, was genau sich darin abspielen kann.

Experimentalsysteme sind so eingerichtet, „daß sie noch unbekannte Antworten auf Fragen geben, die der Experimentator ebenfalls noch gar nicht klar zu stellen in der Lage ist“; es sind, hier nimmt Rheinberger eine Beschreibung seines Kollegen François Jacob auf, „Maschinerien zur Herstellung von Zukunft“.¹⁸ Sie bestehen aus ‚epistemischen Dingen‘ und ‚technischen Dingen‘: „Epistemische Dinge sind die Dinge, denen die Anstrengung des Wissens gilt – nicht unbedingt Objekte im engeren Sinn, es können auch Strukturen, Reaktionen, Funktionen sein.“¹⁹ Neben diesen prekären Objekten benötigt, führt Rheinberger weiter aus, der experimentelle Prozeß zugleich stabile Umgebungen, die man als Experimentalbedingungen oder als technische Dinge bezeichnen kann; zu den technischen Dingen gehören Instrumente, Aufzeichnungsapparaturen und standardisierte Modellorganismen mitsamt den in ihnen sozusagen verknöcherten Wissensbeständen. Sie rahmen sozusagen die epistemischen Dinge und fügen sie dadurch in übergreifende Felder von materiellen Wissenskulturen ein.²⁰ Weil in den wiederholten Ab- bzw. Durchläufen in einem Experimentalsystem, den ‚Versuchsreihen‘, gerade nicht mehr, wie in der herkömmlichen Experimentaltheorie, auf eine beweisträchtige bruchlose Reproduzierbarkeit gesetzt wird, sondern das Augenmerk gerade auf den kleineren oder größeren Abweichungen liegt, die neues Wissen generieren, fungieren diese Wiederholungen sozusagen als Variationsgeneratoren: Ein Möglichkeitsraum wird ausgelotet. Diese differentielle Reproduktion impliziert sogar ein gewisses „nicht-triviales Wechselspiel“²¹ zwischen den epistemischen und den technischen Din-

16 Ebd., S.62.

17 Vgl. dazu Bernhard WALDENFELS: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*. Frankfurt: Suhrkamp 2004.

18 RHEINBERGER, *Experimentalsysteme*, S.22.

19 Ebd., S.24.

20 Ebd., S.25.

21 Ebd., S.26.

gen, d.h. ein eigentlich in den technischen Aufbau gehörender Bestandteil kann unversehens zum epistemischen Ding werden oder umgekehrt. Ein Experimentalsystem als Forschungsaggregat funktioniert sozusagen am erfolgreichsten im fortwährenden Umbau oder sogar, wie Rheinberger sagt, „am Rande seines Zusammenbruchs“.²²

Ein solches überraschungsträchtiges Gefüge also entsteht unter den Händen des erfahrenen Experimentators, und gerade sein kenntnisreiches Engagement in dieses System ist es, das ihn mitverwickelt und zugleich auf Distanz hält, das ihn nicht im System aufgehen, aber auch nicht außen vor läßt, das ihn an einen Ort des inneren Ausschlusses, der ‚intimen Exteriorität‘, verweist.

Wenn wir die ganze Sache nun so verstehen, daß ein guter Experimentator die Dinge, denen sein Forschungsinteresse gilt, so umsichtig und komplex einrichtet, daß sie Raum genug haben, sich zu entfalten, um gewissermaßen selbst zu Wort zu kommen und sie ihm seine Virtuosität mit Einsichten in Zusammenhänge danken, die er gar nicht in den Blick nehmen wollte, die aber dem Forschungsprozeß eine entscheidende Wendung geben können, dann scheinen Experimentalsysteme tatsächlich Züge der Subjektivierung zu gewinnen, die herkömmlicherweise der Figur des Experimentators vorbehalten sind. So bezeichnet Hans-Jörg Rheinberger die ‚intime Exteriorität‘ oder ‚Extimität‘ als „jene eigenartige und eigenmächtige Verzwirnung von epistemischem Ding und experimentellem Bastler, aufgrund derer die Frage, auf welcher Seite die Autorität und die Agentenschaft liegt, gar keinen rechten Sinn mehr macht.“²³ Also ist auf einmal nicht mehr klar, wo hier das Heft des Handelns liegt. Ob nun aber aus dieser Dezentrierung des Handelns notwendigerweise folgt, daß vertraute Kategorien von Akteurialität und Autorschaft gänzlich obsolet werden, wollen wir an dieser Stelle noch offen lassen.

Wir haben in diesem theoretischen Zwischenstück anhand des Konzeptes der ‚Experimentalsysteme und epistemischen Dinge‘ von Hans-Jörg Rheinberger eine Auffassung der aktuellen Wissenschaftsforschung kennengelernt, die experimentelles Handeln als eine tief in die materiale Welt verwobene Tätigkeit begreift, in der die Dinge, die der Experimentator in seiner Versuchsanordnung arrangiert, eine gewisse erkenntnisfördernde Widerständigkeit entwickeln. Dabei gilt offenbar ein Prinzip der ‚intimen Exteriorität‘: je vertrauter ein im umfassenden Sinne ‚erfahrener‘ Forscher mit seinem System agiert, desto unvertrautere Wendungen können die Abläufe in diesem Experimentalsystem nehmen. Der Experimentator ist nicht mehr Herr im eigenen Haus. Und das gerade dieser Umstand ist ein großes Forschungsversprechen.

An mehr als einer Stelle hat Rheinberger betont, daß die Implikationen seiner experimentaltheoretischen Beschreibungen nicht auf das naturwissenschaftliche Forschen beschränkt bleiben müssen und der Umstand, daß seine Theorie

22 RHEINBERGER, *Augenmerk*, S.69.

23 Hans-Jörg RHEINBERGER: „Mischformen des Wissens“, in: *Iterationen*. Berlin: Merve 2005, S.74–100, hier S.97.

der Experimentalsysteme schon kurz nach ihrem Erscheinen gerade auch in den Geisteswissenschaften begeistert aufgenommen wurde, bezeugt ihre Komplexität und Tragweite. Leider können sich die Adaptionen selten aus dem befreien, was ich die „Übertragungsfalle“ nennen möchte: Die Inanspruchnahme des experimentaltheoretischen Vokabulars für andere als streng naturwissenschaftliche Zusammenhänge wird fast ausnahmslos – mehr oder minder explizit – als ein schlichter metaphorischer Weg deklariert. Aber muß das wirklich so verstanden werden? Ist experimentelles Handeln ein genuines Privileg der *sciences*, dem *arts* und *humanities* nur in Uneigentlichkeit nacheifern oder nachstottern können? Oder gibt es zwischen der „Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas“ (so der Untertitel von Rheinbergers Buch über Experimentalsysteme und epistemische Dinge) und den japanischen Geschichten von schlafenden Frauen und wachenden Männern gar keinen kategorialen Graben zu überspringen?

Wenn ich nun im folgenden unter den Gesichtspunkten ‚intimen Exteriorität‘ die verschiedenen experimentellen Dimensionen der bereits eingeführten drei Romanhandlungen herausstellen und diskutieren werde,²⁴ dann verstehe ich diese Anwendung eines aus den Prozessen eines molekularbiologischen Labors gewonnenen Theorie keineswegs als eine „bloße Übertragung“, sondern als Aufdeckung einer Dimension genuin experimentellen Handelns von Menschen mit Menschen inmitten der Untiefen ihrer Lebenswelt, die uns hier mit den Mitteln der Literatur vor Augen gestellt wird.

Es wird mir in meinen Erörterungen vor allem darum gehen, den Zusammenhang von Extimität, Intimität und Experiment zu konkretisieren. Die kurzen Inhaltsangaben haben es ja schon offenbart, daß hier Intimität – jetzt verstanden in einem landläufigeren, aber sicherlich nicht banaleren Sinne des Wortes – immer schon im Spiel ist oder sogar sein zentraler Einsatz ist. Wie verhält sich diese Intimität als soziales Phänomen zu der im Experimentalsystem waltenden ‚intimen Exteriorität‘ oder ‚Extimität‘, die ja, wie nicht vergessen werden sollte, als epistemologische Begriffe ihre Implikationen durchaus von einem nicht theoretisch reduzierten Gebrauchszusammenhang des Wortes her beziehen?

3. Die Schlaflabore als Experimentalsysteme

In dem ersten Fall, dem der Experimente des Hanaoka Seishû, mögen Anzeichen für experimentelle Extimität zunächst so fern wie die von Intimität nahe liegen. Denn, wäre es nicht wesentlich einleuchtender, sein Vorgehen im Rahmen der herkömmlichen Experimentaltheorie zu beschreiben? Schließlich leitet Hanaoka die klar umrissene Forschungshypothese, daß es eine Rezeptur auf der Grundlage der tradierten chinesischen Medizin gibt, die schmerzfreie Operationen ermöglicht, wie zunächst in einem Gespräch deutlich wird, das er kurz nach seiner Rückkehr vom Studium der östlichen und westlichen Medizin in Kyôto mit seinem Vater führt. Sowohl die östliche wie westliche Medizin müßten, führt er aus,

24 Ich möchte betonen, daß die „experimentelle Dimension“ hier nicht literarische Formexperimente meint.

vor Krankheiten kapitulieren, die tiefe Schnitte in den Körper verlangten; dabei sei jener legendäre chinesische Chirurg schon einmal viel weiter gewesen:

Hua T'uo hat gezeigt, daß man den Schädel öffnen und Tumore entfernen kann. Auch hat er den Brustkorb zur Hälfte aufgeschnitten und sorgsam wieder zugenäht. Er hat den Patienten ein heißes Schlafmittel verabreicht, so daß keiner vor Abschluß der Operation auch nur einen Seufzer von sich gab. Es ist ein Jammer, daß das Rezept dieses Schlafmittels in der Chirurgie verloren gegangen ist. [...] Ich möchte ein Arzt werden, der heilen kann, was andere nicht heilen können. Das ist es, was ich darunter verstehe, ein Hua T'uo zu werden.“ (dt. S.56, geänd.; jap. S.59f.)

Wenn er sich nach dieser ambitiösen Ankündigung sogleich an die Arbeit macht, Pflanzen für den gesuchten Sud in seinem Garten zieht und dann über zwanzig Jahre lang unterschiedliche Zusammensetzungen an Hunden und Katzen erprobt, die sterben oder mehr oder minder beeinträchtigt überleben, sieht auch das nach einem sehr konventionellen, sehr schlichten Versuchsaufbau aus. Wie gehabt: Der Experimentator fragt, die Natur antwortet. Zwar wird in dem Roman angedeutet, daß das Sterben der Tiere im Hause Hanaoka für erhebliche Irritationen und Unbehagen sorgt, doch selbst als die Stunde gekommen ist, wo die Frage eines Versuchs am Menschen sich in ihrer ganzen Tragweite stellt, scheint doch die Struktur eines solchen Experiments letztlich wiederum nicht anders als bei den Tierversuchen die eines Testexperiments über die Stärke der Dosierung zu sein – so stellt es sich zumindest in der von Ariyoshi gestalteten Überlegung des Hanaoka Seishû dar, die er, nach einem endlich vollständig geglückten Tierexperiment, in Beisein von Mutter und Ehefrau äußert, die gerade seinen Erfolg mit ihm feiern wollen:

Nun ja. Erfolg kann man dies noch nicht nennen. Es ist ja bloß eine Katze, die den Versuch unbeschadet überstanden hat, und zwischen Katzen und Menschen besteht noch ein himmelweiter Unterschied. Eine Dosis wie bei dieser kleinen Katze würde bei einem Menschen nicht wirken. Ich weiß wirklich nicht, welche Menge man einem Menschen verabreichen müßte, daß er fest schlafen und dennoch keinen Schaden davontragen würde. Dies ist die Frage, die mich fortan beschäftigen wird.“ (dt. S.102, geänd.; jap. S.118)

Was auf dieses Bekunden folgt, ist der offene, ja geradezu selbstmörderische Ausbruch der latenten Rivalität zwischen Schwiegermutter Otsugi und Schwiegertochter Kae um die exklusive Nähe zu Seishû und dessen Lebensprojekt: Beide stellen sich als Versuchspersonen zur Verfügung.

Konflikte zwischen Schwiegertöchtern und Schwiegermüttern sind in der japanischen Gesellschaft (und der Literatur, die diese Konstellation immer wieder aufgegriffen hat) ein vielbespieltes Thema; hier wird es ganz in Einklang mit dem Idealbild der aufopferungswilligen Frau auf die Spitze getrieben. Unversehens findet sich Hanaoka Seishû also mit seinen Experimenten in einen familiären, in einen hochintimen Raum versetzt. Dies ist wohlgerneht eine Intimität, die nicht durch Können oder ‚Erfahrenheit‘ erst hergestellt wird, sondern die schlichtweg gegeben ist, die sozusagen in seinem Rücken liegt. Doch auch jetzt erweist er sich als ein umsichtiger Experimentator, der es mit einer psycholo-

gisch schwierigen Situation aufnehmen kann: Er weiß, daß er seiner betagten Mutter nur ein Placebo geben darf, dies aber tun muß, um den häuslichen Frieden zu wahren, und er weiß, zu welchem Zeitpunkt er seine Frau in dieses Arrangement einzuweihen hat, um das entscheidende Experiment, das er an ihr / mit ihr durchführen wird, nicht zu gefährden. Er hat als Experimentator offenbar die Lage ganz und gar im Griff. In dem Umstand, daß seine Versuchspersonen seine nächsten Angehörigen sind, liegen sogar offenkundig Vorteile: Leicht läßt sich so verhindern, daß sich die Kunde von gefährlichen Menschenexperimenten mittels *tsûsensen* verbreitet und Patienten vergrault, und eine gute Fügung scheint es weiterhin zu sein, daß auch die Intimität und Ausgeliefertheit des bewußtlosen narkotischen Schlafes im vertrauten Kreise der Familie gut aufgehoben zu sein scheint. Eigentlich deutet also alles auf ein geradezu perfekt kontrolliertes Experiment hin, in dem der Experimentator ganz Herr der Lage bleibt; jede Rede von einem „inneren Ausschluß“ des Experimentators erscheint hier überstrapaziert.

Wenn wir allerdings den Blick auch nur ein wenig wenden und das ganze nicht als ein herkömmliches Experiment ansehen wollen, sondern als ein ‚Experimentalsystem‘, dann wird dem Verhalten der Versuchspersonen mehr Aufmerksamkeit gelten müssen. Wir wollen uns dabei nun auf das „echte“ Experiment, das an Kae durchgeführt wird, konzentrieren. Kae wird, in der Terminologie des Experimentalsystems, zum ‚technischen Ding‘, zum ‚Modellorganismus Mensch‘, durch das das epistemische Ding *tsûsensen*, der narkotische Sud, dem die Anstrengung des Forschens gilt, erprobt werden kann. Und tatsächlich bewegt sich dieses technische Ding keineswegs auf gänzlich vorbestimmte Weise – Kae greift ein. Sie greift vorab ein in den Kontrollverlust, dessen Auswirkungen sie buchstäblich unterbindet. Mit den geschnürten Knoten um ihre Gliedmaßen bringt sie während des Experiments, während sie schläft also, den Experimentator auf Distanz zu seinem *setting*, sie extimisiert ihn sozusagen. Wenn etwa die Bewegungsintensität mit zu Seishûs Beobachtungskriterien gehörte, so würde sie ihm jedenfalls vorenthalten. Zu erkennen gegeben wird ihm dagegen etwas über die Zumutungen des Experiments für die Versuchsperson(en), über das stumme Wissen und Handeln einer Frau, die ihre Integrität wahren möchte und an ihrer Person außer über die Stärke des verabreichten Suds noch etwas zu sehen gibt; etwas, wonach der Experimentator nicht gesucht hat, was ihm vielleicht, angesichts der rein medizinischen Ausrichtung seiner Versuche bislang gleichgültig gewesen sein mag. Hier kann man sich auch an jene berühmte Schamkonstellation einer ‚Rückwendung‘ des Individuums auf sich selbst angesichts einer Konstellation ‚widersprüchlicher Intentionen‘ erinnern fühlen, die Max Scheler einst anhand eines sehr ähnlichen Falles expliziert hat, nämlich den einer Frau, die sich bei der ärztlichen Untersuchung nicht als ein Fall, sondern als individuelle Frau mit erotischen Implikationen wahrgenommen meint und darauf mit heftiger Scham reagiert – mit *shichi*, ‚privater

Scham', können wir mit Sakuta Keiichi präzisieren, der Schelers Konzept aufgenommen und auf japanische Sozialität bezogen hat.²⁵

Die seitens der Versuchsperson schamerfüllte Intimität der Experimentalsituation läßt sich zudem in gewisser Weise als Reprise jener ersten körperlichen Intimität zwischen den Eheleuten Hanaoka lesen, wo das „ungenierte Betrachten“ (dt. S.71; jap. S.78) und die hilflose Scham darüber unter den Eheleuten schon ähnlich klar verteilt war. Allerdings sind diese beiden Situationen – die erste Liebesnacht und die Nächte der Betäubung – über ein bemerkenswertes Zwischenglied verbunden. In jenem Placebo-Versuch, den Seishû mit seiner Mutter Otsugi anstellt, wird Kae Zeugin sowohl der ungewollten Entblößung als auch der „ungenierten“ Blicke und Berührungen, mit dem Seishû die physische Empfindsamkeit/Irritabilität der Bewußtlosen testet. Es ist Kae, die, wie wir bereits gesehen haben, in dieser Situation die Scham (für beide?) übernimmt:

Während ihrer Raserei hatte sich Otsugis Untergewand gelöst, so daß ihre schlaffen Brüste unschön zum Vorschein kamen. Sie erschienen im Umfeld des indigoblauen Nachthemdes und der weißen Haut wie zwei erbärmliche, kraftlose Lebewesen. Bevor Kae Seishû herbeiholte, brachte sie ihren Kragen in Ordnung, schob ihr die Beine, die sie unter der aufgewühlten Decke weit von sich gespreizt hatte zusammen und band ihr das Nachthemd wieder hoch. (dt. S.114; jap. S.134)

Kurz darauf wird Seishû, wie Kae „atemlos, doch auch neugierig“ (dt. S.114; jap. S.136) beobachtet, dieses Nachthemd wieder lösen und sie „an der empfindlichsten Stelle ihres Körpers“ zwicken, um die Tiefe der Bewußtlosigkeit zu prüfen (ebd.). Als er jetzt Kae darüber aufklärt, daß seine Mutter im Grunde nur einen schweren alkoholischen Rausch ausschläft, steigt der alte Groll gegen die Schwiegermutter in Kae wieder auf und sie fängt an zu bereuen, daß sie diese nicht in dem „erbärmlichen, aufgewühlten“ Zustand“ belassen hat: „Wie sehr hätte sich Otsugi, diese lächerliche aufgeputzte Figur, dann beim Aufwachen schämen müssen!“ (dt. S.114, geänd.; jap. S.135); und vielleicht hat sie sich, spekuliert Kae weiter, als Seishû ihre Bewußtlosigkeit so ‚intim‘ prüfte, auch nur schlafend gestellt (*tanuki neiri*) um sie, Kae, ihrerseits zu beschämen? (dt. S.115; jap. S.137.)

Die Erwägung, daß Otsugi angesichts des Drogenfurors, dessen sie während des zweiten geplanten Versuchs nun ihrerseits bei Kae angesichtigt werden würde, Rückschlüsse auf ihren eigenen beschämenden Zustand während des ersten Versuchs ziehen und ihre Scham gewissermaßen nachholen würde – noch wesentlich gesteigert dadurch, daß sich ihre Schwiegertochter, anders als sie selbst, vor Entblößung zu schützen wusste – fließt in Kaes eigene Vorbereitungen als Versuchsperson ein:

Bevor sie sich hinlegte, schnitt Kae sich mehrere Schnüre aus gebleichter Baumwolle zurecht. Dazu verwendete sie Reststücke von Baumwollbin-

25 Vgl. ausführlicher zu verschiedenen europäischen und japanischen Schamkonzeptionen Birgit GRIESECKE: *Japan dicht beschreiben. Produktive Fiktionalität in der ethnographischen Forschung*. München: Fink 2001, S. 103ff.

den, die Seishû gebraucht hatte. Mit ihnen band sie sich die Knie- und Fußgelenke zusammen und bedeckte sie sorgsam mit einem Nachtgewand. Als Tochter des Dorfsamurai hatte Kae etliches von der Etikette des Kriegsadels mitbekommen. So hatte sie von ihrer Großmutter, die im Schloß des Fürsten tätig war, gelernt, sich des kurzen Dolches zu bedienen, mit dem man rituellen Selbstmord beging. Von ihr hatte sie auch erfahren, wie und an welcher Stelle sie sich festbinden mußte. Sie unwickelte das Schlafgewand an der Stelle ihrer schmalen Hüfte mehrere Male von außen und steckte das Schnurende so in den Wickel hinein, daß äußerlich kein Knoten sichtbar war. (dt. S.120; jap. S.142)

Als Kae dann nach tagelangem Betäubungsschlaf erwacht, Seishû ihr mit dem Mund das Gegenmittel eingeflößt und sie in großer Innigkeit die Freude über das gelungene – echte – Experiment teilen, kommt Seishû nach einer allgemeinen Befragung zu ihrer Befindlichkeit auf Kaes Einknotung zu sprechen:

„Übrigens, Kae, wer hat dir denn diesen Knoten beigebracht?“, fragte Seishû beiläufig, nachdem er seine Notizen abgeschlossen hatte. Kae, die wußte, daß Seishû ihre Fesselung an den Beinen bemerkt hatte, war auf diese Frage gefaßt. Dennoch fühlte sie sich etwas verlegen. [...]

„Ich habe es von meiner Großmutter gelernt, die mich über die Sitten der Samurai-Frauen unterrichtet hat.“

„Wie heißt denn der Knoten?“

„Nun, das habe ich sie nicht gefragt. Ich weiß nur, daß er immer fester wird, je mehr man an ihm zerrt.“ (dt. S.127f., geänd.; jap. S.153f.)

Sogleich macht sich Seishû daran, mit einem Kimonogürtel zu üben und wendet sich begeistert an Otsugi:

„Eigentlich ist es ganz unscheinbar, Mutter, und trotzdem ist es eine geniale Befestigung! Das gibt es nicht einmal in der Lehre von Caspar. Sie läßt sich schnell beim Abbinden von Wunden anwenden.“ (dt. S.128, geänd.; jap. S.154f.)²⁶

Auf der Suche nach dem legendären Betäubungssud findet er gerade aufgrund des durch seine Ehefrau und Versuchsperson betriebenen ‚inneren Anschlusses‘ aus seinem Experimentalsystem eine neue Verbandstechnik. Auch hier also scheint sich experimentaltheoretisch zu bestätigen, was François Dagonnet mit Bezug auf Claude Bernard formuliert hat, daß nämlich, wenn es ein allgemeines Prinzip gibt, das der Bahnung experimenteller Pfade zugrunde liegt, es wohl darin besteht, „auf die Antworten zu merken, die am Rande oder gar außerhalb des erwarteten Diskurses liegen“ oder, wie Rheinberger es dann formuliert: „Der Augenwinkel ist der Ort des Augenmerks.“²⁷

Vielleicht ist hier, im Falle der Familie Hanaoka, das Experiment gerade durch die Dimension einer Intimität, die nicht allein in der Vertrautheit, in der Erfahrungheit oder Könnerschaft des Experimentators mit den Parametern des

26 Caspar Schamberger (auch: Schambergen), ein deutscher Chirurg in holländischen Diensten auf Deshima hatte in den Jahren 1649–1650 auch in Edo sein medizinisches Wissen weitervermittelt. So entstand die *Kasparu-ryû-geka*, deren bedeutendste Vertreter Inomata Denbei und Kawaguchi Ryôan waren.

27 RHEINBERGER, *Augenmerk*, S.66.

Experiments liegt, sondern auch darin, daß dieses Experiment im Raum einer bereits vorgegebenen und nicht mehr hintergehbaren Familiarität durchgeführt wurde, zu jener besonderen Komplexität gelangt, in der der Experimentator an einem bestimmten Punkt „in innerem Ausschluß“ eingeschlossen wird: Dies ist ein Punkt des erzwungenen Innehaltens, welches ihn dazu bringt, noch anderes als die mehr oder minder erwarteten Effekte seines Versuchs wahrzunehmen – auch wenn er in der Lage und willens ist, diesen Ausschluß wieder zu überschreiten, wofür Kae später an ihrem Körper Indizien finden wird. (dt., S.129f.; jap. S.156.)

Hanaoka Seishû wird diese besondere Bindetechnik zudem seinem eigenen Gewand so integrieren, daß, wenn er die Arme hebt, die Schnüre ihm den Stoff seines Gewandes fixieren und größere Bewegungsfreiheit in seiner chirurgischen Arbeit schenken. Darin, daß er sich später, im Tausch gegen das ererbte Bild mit dreiundfünfzig Paulownien (*kiri*), das Bild dieser Schlingen, in denen man zugleich ein Sinnbild seines ‚inneren Anschlusses‘ aus dem Experimentalsystem erkennen kann, ins Familienwappen schreibt, kann man dann schon wieder eine Virtuosität eigener Art ausmachen...

Im Falle des *Schlüssels* gestaltet sich der experimentelle Ablauf, nicht zuletzt weil wir es hier mit einer Parallelaktion von Schreibakten und experimentellen Handlungen zu tun haben, ungleich komplizierter: Es ist ein wohl situierter Professor, der in seiner schon langen, äußerlich gut eingerichteten Ehe einen intimen experimentellen Raum eröffnet, als er am Neujahrstag in sein Tagebuch notiert:

Ich habe mich entschlossen, von nun an alle Dinge, auch solche, die ich noch nie meinen Tagebüchern anvertraut habe, aufzuzeichnen. Bisher habe ich nie etwas Genaueres über mein intimes Leben, über das Verhältnis zwischen meiner Frau und mir, in meinem Tagebuch berichtet. Ich fürchte nämlich, daß meine Frau dieses Tagebuch lesen und ungehalten darüber werden könnte, aber von diesem Jahr an habe ich mir vorgenommen, mich nicht mehr vor ihrem Zorn zu fürchten. Ich bin sicher, daß meine Frau weiß, wo und in welchem Fach meines Arbeitszimmers dieses Tagebuch liegt. (dt. S.5; jap. S.8)

Woran würde sich ihr Zorn entzünden? An der Offenbarung seiner sexuellen Wünsche, die, wie man sagen könnte, von einer umfassenden Erotik geprägt sind: Er mag ihren Körper von Kopf bis Fuß und will ihn auch sehen; er will ihre schönen Füße liebkosen und möchte selbst auf seine Augenlider geküßt werden. Seine Frau Ikuko jedoch, deren sexuelles Verlangen zwar sehr stark ist, stärker als es den begrenzten Kräften ihres Mann zuträglich ist, wie er schamerfüllt im Tagebuch gesteht, kann in dieser Erotik nichts anderes als „unnatürliche Spiele“ sehen und verweigert auch jegliches Gespräch darüber – in den Augen ihres Mannes die Folge einer „vorgeblichen Sittsamkeit“, einer „scheinheiligen Fraulichkeit“, einer „gekünstelten Vornehmheit“ (dt. S.6 ; jap. S.10). Also muß er anderes probieren: Er setzt das Tagebuch als Medium ein.

Daß sie schon lange um dieses Tagebuch weiß, wie ihr Mann richtig vermutet, erfahren wir aus den Notizen der Ehefrau in ihr eigenes Tagebuch vom 4.

Januar, und dort werden wir auch gewahr, daß im Zuge der Eintragung vom Neujahrstag „etwas Merkwürdiges“ passiert ist:

Vor dem Bücherschrank, wo die schmale Vase mit einer Narzisse steht, lag ein Schlüssel. Vielleicht hat es gar nichts zu bedeuten; aber ich kann mir kaum denken, daß er den Schlüssel dort gedankenlos liegengelassen haben sollte. Er ist ein sehr vorsichtiger Mensch. Er führt schon jahrelang Tagebücher, doch ist es bis jetzt nie vorgekommen, daß er den Schlüssel dazu verloren hätte [...]

Warum hat er den Schlüssel nun gerade heute hier liegenlassen? Ist irgend etwas in seinem Herzen vorgegangen, und möchte er jetzt, daß ich sein Tagebuch lese? Ahnt er, daß ich seine Aufzeichnungen nicht lesen könnte, wenn er mich geradeheraus dazu auffordern würde? Meint er damit »wenn du es lesen möchtest, lies es heimlich. Hier hast du den Schlüssel«?

Dann weiß er ja gar nicht, daß ich längst bemerkt habe, wo er den Schlüssel verborgen hält! Halt, nein! Er möchte vielleicht sagen, »ich gestatte dir im Stillen, daß du mein Tagebuch heimlich liest; ich erlaube es dir, aber ich tue so, als ob ich nichts davon wüßte.« (dt. S.9; jap. S.13)

Dann vertraut sie ihrerseits ihrem Tagebuch einiges darüber an, daß sie einen Mann habe, der im Erotischen nicht zu ihr passe. In Formulierungen, die man als schonungslos bezeichnen könnte, wenn wir sicher sein könnten, daß sie adressiert sind, bestätigt sie (wem?²⁸) die unglückliche Konstellation zwischen einer Frau mit starkem sexuellen Verlangen, die aber nicht zärtlichkeits- und nähebedürftig ist und einem Mann, der sich nach erotischer und seelischer Intimität sehnt, aber sich von dem gerade um diese Nähe reduzierten Liebeshunger seiner Frau überfordert fühlt.

Entscheidend ist, daß parallel zu den ‚Versuchungen‘ der Tagebücher eine weitere, damit eng verflochtene Versuchsreihe aufgebaut wird, oder, präziser formuliert, eine sich im Alltag ergebene Situation gerät zur Serie, zu einer „differenziellen Reproduktion“: Der nahezu allabendliche Besuch des jungen Universitätskollegen Kimura, der eigentlich als Heiratskandidat für die Tochter Toshiko auserkoren ist, wird für Ikuko zum Anlaß, sich regelmäßig mit Cognac in einen Rausch hineinzutrinken, den sie dann vor den Anwesenden verborgen hält, indem sie sich irgendwann ins Bad rettet, dort aber das Bewußtsein verliert.

Ehemann, Gast, Tochter und der immer wieder herbeigerufene Arzt geben eine Art Notversorgung, bevor dann das Paar allein bleibt und der Ehemann die Gunst der Stunde nutzt, um sich viele der im Tagebuch genannten Sehnsüchte zu erfüllen. Nie ganz sicher, ob sie wirklich noch bewußtlos ist oder sie sich schlafend stellt, erkundet der Mann den endlich einmal vollständig entkleideten Körper seiner Frau, stellt zu diesem Zweck immer hellere Lampen auf:

28 Keiko I. McDonald arbeitet in ihrem bereits erwähnten Beitrag „Rhetorical Stance in Tanizaki's Key“ heraus, auf welche Weise Tanizaki die Leser mit in dieses Wechselspiel einbezieht; auch Irmela Hijiya-Kirschner weist auf die raffinierte Konstruktion dieser Tagebuch-Kommunikation als „zugleich unverstelltes und doch verhülltes Sprechen“ (*Japanische Gegenwartsliteratur*, S.77).

Ich legte meine Frau wieder auf den Rücken und betrachtete sie, nein, verschlang sie mit den Augen. [...] Da kam mir jäh die Gewißheit, daß meine Frau gar nicht richtig schlief, sondern sich nur schlafend stellte. Zuerst schlief sie wirklich, doch unterdessen mußte sie aufgewacht sein. Als sie erwachte, war sie sicher so erschrocken und sprachlos und schämte sich so sehr, daß sie sich schlafend stellte. So wenigstens dachte ich. Oder vielleicht war es doch nicht so? Vielleicht täuschte ich mich oder bildete mir alles nur ein? Aber ich wollte unbedingt an diese phantastische Vorstellung glauben. Es war mir eine Lust zu denken, daß dieser Frauenleib, dessen verwirrende Formen eine wundervolle weiße Haut umspannte, sich so gefügig bewegte, wie ich nur wollte, willenlos wie ein toter Körper, daß sie aber in Wirklichkeit lebendig war und bei vollem Bewußtsein.

(dt. S.22; jap. S.33)

Dies bekennt er am darauffolgenden Tag in seinem Tagebuch. Es stellt sich heraus, daß sein eigentliches Motiv ist, das Begehren unter Bedingungen der absoluten Verfügbarkeit zu erforschen; einer Verfügungsgewalt, in der seine Frau – experimentaltheoretisch gesprochen – teils sein ‚epistemisches Ding‘ ist, denn zum einen ist sie und keine andere gemeint, teils auf die Seite eines technischen Dings gerät, weil zum anderen es eben eine, nicht die bewußtlose Frau ist, an der er etwas über Lust unter den Bedingungen totaler Gefügigkeit erfährt.

Er genießt es, sie in eine Lage gebracht zu haben, in der sie, falls sie nicht wirklich tief schläft, sich doch, um ihr Gesicht, ihre Integrität zu wahren, schlafen stellen muß – wie lange wird sie dies durchhalten? (dt. S.23; jap. S.34) Als sie zu erwachen scheint, flößt er ihr mit seinem Mund – ähnlich wie Hanaoka seiner Frau das Gegenmittel nach ihrem Erwachen und doch sozusagen ums Ganze gewendet – ein wenig Schlafmittel ein, wofür er sich in seinem Tagebuch zu rechtfertigen scheint:

So kleine Mengen haben oft gar keine Wirkung. Ich gab es ihr auch nicht, um sie einzuschläfern, sondern nur, weil ich dachte, es käme ihr gelegen als Vorwand, sich weiterhin schlafend zu stellen. (dt. S.23; jap. S.34)

So unentschieden wie die Frage, wer sich hier eigentlich wofür schämt oder schämen könnte, so uneindeutig ist der Schlaf der Versuchsperson – gerade auch, wenn wir Ikukos Aufzeichnungen hinzuziehen. Nur schwach kann sie sich erinnern an die einsetzende Ohnmacht im Badezimmer und an ein halbes Erwachen unter dem gleißenden Licht der Lampen:

Instinktiv zuckte ich zusammen, und ich erinnere mich, wie ich hastig nach dem Leinentuch griff, um mich zu bedecken. Auch er merkte, daß ich im Aufwachen war, und breitete die Woldecke und das Federbett über mich, löschte die Leuchtröhren und warf ein seidenes Tuch über die Stehlampe. [...]

Als er meinen Körper unter dem bläulichen Licht bis ins kleinste inspierte, wird er seine Wonne wohl bis zur Neige gekostet haben. Sogar was ich an mir selber noch nicht genau kenne, hat er gesehen – schon der Gedanke läßt mich erröten.

Er muß mich sehr lange entblößt liegen gelassen haben. Ein Beweis dafür ist, daß er den Ofen wahnsinnig überheizte, um mich vor Erkältung zu schützen, und auch um zu verhindern, daß ich aufwache. Das Zimmer war eine einzige Glut. Wenn ich jetzt überlege, bin ich empört darüber, Spielzeug meines Mannes gewesen zu sein. Aber ich konnte kaum die heftige Migräne ertragen, und als er mir ein Schlafmittel gab [...], was er in seinem Mund zerkaute und mir mit Wasser einflößte –, da trank ich eben die Medizin, ohne mich zu sträuben, um die Kopfschmerzen zu vergessen. Bald fingen mir die Sinne an zu schwinden, und ich geriet in einen halb wachen, halb schlafenden Zustand. Danach hatte ich jenen Traum, in dem ich an seiner Stelle Kimura in meinen Armen hielt. Mit dem Wort »Traum« meine ich aber nicht jenen undeutlich verschwommenen, gleichsam in der Luft schwebenden Zustand des »als ob«, sondern ich hatte wirklich das wahre und lebenswarme Gefühl, ihn schlafend in meinen Armen zu halten, und dieses Gefühl spüre ich noch jetzt ganz deutlich auf der Haut meiner Arme und Beine. Kimuras Haut fühlte sich ganz anders an als die meines Mannes. (dt. S.26f.; jap. S.39f.)

Die große Lust und Verzückung, die sie in diesem träumerischen Schwebestand empfindet, läßt sie im Tagebuch den Wunsch festhalten, solch ein Rausch möge öfter herbeigeführt werden.

Genau dies geschieht. Denn beide sind besessen von der Möglichkeit, diesen einmal eröffneten Raum der Lust weiter zu erkunden. Ikuko wird ebenso regelmäßig ihre Ohnmacht herbeiführen, ihr Mann wird sich komplementär dazu mit immer stärkeren Medikamenten aufputschen, immer ausgefeiltere Beleuchtungsapparaturen installieren und sich auch eine Polaroidkamera zunutze machen, die, irritierend genug, Kimura gerade zum richtigen Zeitpunkt anbietet. Ikuko wiederum dynamisiert auf ihre Weise durch die Integration von Kimura das Experimentalsystem, läßt – träumerisch – seinen Namen fallen, beschreibt in ihrem Tagebuch die Wonnen, die sie durch seine (vorerst) imaginäre Nähe erfährt. Beide schreiben das Protokoll dieser Liebesversuche in ihre Tagebücher und füllen es mit Provokationen – Ikuko stachelt die Eifersucht an, ihr Mann will sie durch die Photos von ihrem nackten Körper erschüttern – „Es ist [...] meine Absicht, durch die Bloßstellung ihr Schamgefühl zu beleidigen und dabei auszuprobieren, bis zu welchem Grad sie vortäuschen kann, nichts zu wissen“ (dt. S.37, jap. S.53) – Provokationen, mit denen sie testen wollen, ob der jeweils andere es liest, und, sobald sie dessen sicher sein können, wie er bzw. sie sich zu diesen Provokationen verhalten wird.

Denn ein offenes Gespräch über die Experimente, die sie miteinander anstellen, scheint nicht im Bereich ihrer Möglichkeiten zu liegen. Sie sind in ihrem gewagten Spiel von listenreicher Heimlichkeit und brutaler Offenheit befangen: Wer liest wann was? Wer ist ehrlich? Wer schreibt strategisch? Es ist eben wohl nicht eigentlich nur ein ‚Spiel‘ oder eine Art Rosenkrieg, gespeist aus Voyeurismus und Hassliebe, in dem sie mehr oder weniger regelgeleitet, mehr oder weniger auf Sieg oder Niederlage setzend, agieren. Sie wollen etwas wissen, was die Dimension des Spieles und des Kampfes übersteigt. Sie sind Suchende, die gemeinsam, aber von unterschiedlichen Seiten her und mit unterschiedlichen Einsätzen ein stabiles *setting* aufbauen, in das sie sich Nacht für Nacht hinein-

begeben und das doch niemals völlig gleich abläuft, weil kleine Veränderungen – ein geflüsterter Name, das Klicken einer Kamera, der Tagebucheintrag des nächsten Tages – weitreichende Effekte haben.

Gibt es einen „Hauptexperimentator“, der in bei aller Verzwirnung die Fäden doch noch in der Hand behält? Ist es der Mann, der schreibend die Initiative ergriffen hat und endlich etwas herausfinden möchte über einen Bereich der körperlichen Leidenschaft, der ihm bislang durch die Sittenstrenge seiner Frau entgangen ist? Oder die Frau, die in einer, wie es uns scheinen mag, eher indirekten, responsiven, aber höchst effektiven Haltung die eigentliche Kontrolle ausübt? Immer mehr scheint sich bei fortschreitender Lektüre die Vermutung zu erhärten, daß in diesem Experimentalsystem zwei Experimentatoren am Werk sind, deren Interessen allerdings nicht dem gleichen ‚epistemischen Ding‘ gelten. Während, wie wir bereits gesehen haben, der Mann, der zunächst nach umfassender Intimität im Liebesleben sucht, durch die echten oder gespielten Ohnmachten seiner Frau, die einzig die ersehnte körperlichen Nähe gewährleisten können, auf die Spur von Begehren im Zeichen von Wehrlosigkeit gerät, gilt Ikukos exploratives Interesse von Anfang an weniger der Intimität, (die sie, wie deutlich wird, wenn überhaupt, lieber mit einem anderen Partner haben möchte) als der Frage, welche speziellen Räume sich in Verschränkungen und Verzweigungen von Konvention und Lust auftun können, welche Gratwanderungen hier überhaupt möglich sind. So scheinen die Ehepartner sich gegenseitig – und auch die Tochter Toshiko und Kimura – als ‚technische Dinge‘ in ihre Experimentaufbauten zu integrieren. Es ist über weite Strecken dieser Tagebuch-Chronik völlig offen, wer hier das Heft des Handelns in der Hand hält, obwohl in den Versuch(ungen) der Nacht Aktivität und Passivität hinlänglich klar verteilt zu sein scheinen, wie auch jene Eintragung des Professors vom 10. März bekunden könnte:

Die vergangenen Jahre bin ich ein Schwächling gewesen, der seiner Frau nicht gewachsen war, aber in der letzten Zeit hat sich das geändert. Anfang des Jahres habe ich jenes überraschende Reizmittel, das »Kimura« heißt, zu benutzen gelernt, und dazu noch ein Zaubermittel, das Cognac heißt, gefunden, und im Augenblick erfreue ich mich einer wunderbar starken und gesunden Männlichkeit. Überdies habe ich Professor Aiba um Rat gefragt, wie ich meine Kräfte auffrischen könnte, und jetzt bekomme ich jeden Monat einmal eine Hormonspritze. Das scheint mir jedoch nicht zu genügen, und ich nehme jeden dritten bis vierten Tag eine Spritze mit 500 Einheiten eines besonders wirksamen Hypophysenhormons. [...] Ich glaube aber nicht, daß es die Medizin ist, die mich in einer so ungewöhnlich virilen Kondition erhält, sondern sicherlich liegt es an meiner seelischen Erregung. Die heftige Leidenschaft, die die Eifersucht in mir entfacht, der Anblick des weißen, nackten Körpers meiner Frau in ihrer Ohnmacht, diese Dinge regen stärker an als alles andere, treiben mich weiter und weiter und führen bis an die Grenze des Irrsinns. Einstweilen bin ich tatsächlich ausschweifender als meine Frau. Gleichzeitig überfallen mich düstere Vorahnungen, daß solch ein Glück nicht ewig währen kann und sich irgendwann rächen muß und daß Minute für Minute mein Lebensfaden kürzer wird. (dt. S.46f.; jap. S.65f.)

Nicht zuletzt in dem Umstand, daß der Professor die Experimente in der Tat nicht überleben wird und Ikuko im nachhinein, als sie die beiden Tagebücher noch einmal parallel liest und sich – halb erstaunt über ihre eigene Umsicht und Intuition – versucht, sich Rechenschaft abzulegen über die Finten und Verschleierungen und auch über ihr Motiv, den körperlichen Zusammenbruch ihres Mannes durch fortwährende Anstachelungen seiner Eifersucht und Lust betreiben zu haben, können wir erkennen, daß Ikuko möglicherweise die virtuosere Experimentatorin ist. Jedenfalls scheint sie ihren Mann besser zu kennen als ihr Mann sie, so daß gerade sie, die uns auf der Oberfläche der Lektüre als das trunkene Opfer der Lust eines alternden Mannes erscheinen konnte, selbst in diesem Zustand das System noch erfahrener zu handhaben scheint; Ikuko kommentiert am 10. Juni die Ereignisse zweier aufeinanderfolgender Nächte Ende Januar:

„Damals [in der Nacht vom 29. auf den 30. Januar] kamen aus ihrem Munde die Worte »Kimura, du!«, als phantasiere sie ...“ so etwa heißt es bei ihm. Müßte ich sagen, ob ich wirklich phantasierte oder nur so tat, ich käme in Verlegenheit. Ich muß in einer Zwischenwelt gelebt haben. Ich träumte, »in Kimuras Armen zu liegen«, und spürte mit dunklem, umschattetem Bewußtsein, daß mir gleich darauf das Wort »Kimura« entschlüpfte. [...]

Die Ereignisse der Nacht vom 30. Januar auf den 1. Februar spielten sich jedoch anders ab, als er sie beschreibt:

„Auch heute nacht hörte ich sie leise das Wort »Kimura« flüstern. Hatte die denselben Traum, dieselbe Vision unter denselben Umständen?“ Nein, natürlich nicht. Es war ganz offensichtlich, daß ich diesmal etwas beabsichtigte. In dieser zweiten Nacht stellte ich mich nur schlafend und spielte die Phantasierende. Dennoch wäre es unwahr zu behaupten, daß ich dabei einem Plan folgte. Ich werde ziemlich schlaftrunken gewesen sein, ja, ich wußte, daß ich schlaftrunken war, und versuchte, auf diese Weise mein Gewissen zu betäuben. „Oder muß ich daraus schließen, daß sie mich zum besten hielt?“ fragte er sich, und ich glaube, er kommt der Wirklichkeit am nächsten, wenn er es so auffaßt. (dt. S.118; jap. S.163f.)

Jedenfalls sorgt Ikuko – und dies ist dem Fall des Ehepaares Hanaoka durchaus vergleichbar – eingreifend dafür, daß der Wachende seinem Experimentalsystem ‚extim‘ bleibt. Der Punkt, an dem Ikukos Handeln noch viel weitreichender ist als das Kaes ist der, daß sie so intensiv an dem Experimentalsystem mitschreibt, daß sie ihrerseits den Experimentator zeitweise an den Punkt des technischen Dings im Dienste der Erforschung ihrer Interessen verbringt. Wenn sie sich, als sie ihr Tagebuch nach dem Tode ihres Mannes weiterschreibt, neben vielen anderen Finten und Lügen, mit denen sie den Zusammenbruch ihres Mannes meinte betreiben zu können, gesteht, daß sie dieses Tagebuch nur begonnen habe, weil sie inständig wünschte, ihr Mann möge hinter ihrem Rücken ihre Enthüllungen lesen, und nicht etwa, weil „ein Mensch, der sich niemandem anvertraut, wenigstens mit sich selbst sprechen soll“ (dt. S.121; jap. S.168), gesteht sie sich vielleicht erstmals diese ureigenste Wißbegier:

Ich habe nie geahnet, daß ausschweifendes Blut in meinen Adern rinnt, aber wie komme ich zu einem Herzen, das auf den Tod des eigenen Mannes sinnt? Wie konnten sich solche Gedanken in mich hineinfressen? Wird auch die aufrichtigste Seele zuletzt verderbt, wenn ein so verbogener und häßlicher Charakter wie der meines Mannes unerbittlich und stetig auf sie einwirkt? Oder steht es so mit mir, daß ich nur durch Umgebung und Erziehung wie eine gesittete und aristokratische Frau wirke, daß aber im Grunde meiner Seele das Grauen herrscht? Darüber werde ich noch viel nachdenken müssen. (dt. S.123; jap. S.172)

Experimentelle Selbsterkundung ist vielleicht auch der tiefste Ton, der in *Nemureru bijo* angeschlagen wird.

Von dem Bordell, in das der Protagonist Eguchi hineingerät, könnte man aufgrund seiner doch höchst ungewöhnlichen Art annehmen, daß es in sich eine Art Experimentalsystem sei, das wechselnde Probanden, zu gleichen Teilen junge Frauen und greise Männer, durchlaufen. Da wir jedoch so gut wie nichts über die Hintergründe dieses Systems erfahren, sind wir gehalten, dem Erzählfaden des Romans folgend, eine Perspektive einzunehmen, in der Eguchi ein von ihm selbst nicht geschaffenes System aufsucht, um mit sich selbst Versuche anzustellen – wobei er, und dies ist ja nach dem Wissenschaftsforscher Ludwik Fleck überhaupt das Merkmal eines wahrhaften Experimentators, eigentlich noch nicht so ganz genau weiß, wonach er eigentlich sucht.²⁹ Was bei Eguchi aus Neugier auf einen fragwürdigen Genuß für einige Stunden beginnt, läßt ihn unaufhaltsam in ein experimentelles Begehren geraten.

Gleichermaßen angezogen von der erotischen Attraktion tief schlafender und also gänzlich verfügbarer Frauenkörper wie abgestoßen von einem für die alten Männer doch recht beschämenden Arrangement, diesem „senilen Spiel“, wie er es nennt, will er zunächst das *setting* verstehen und stößt auf eine Reihe klarer Regeln – immer sind die Mädchen schon in den Schlaf versetzt, wenn er sie zu sehen bekommt, immer schlafen sie noch, wenn er gehalten ist zu gehen, er darf sich in keiner Weise an ihnen vergreifen, weder mit ihnen schlafen noch „üble Scherze treiben wie etwa, ihnen mit den Fingern in den Mund zu langen“ (dt. S.7; jap. S.171) – auch auf einige Ungereimtheiten; Ungereimtheiten, die vor allem den Anteil betreffen, den die narkotisierten Frauen in diesem Spiel haben. Einerseits wird ihm von der selbst etwas rätselhaften, undurchschaubaren Empfangsdame³⁰ glaubhaft versichert, daß sie keinesfalls aufwachen werden:

29 Vgl. Ludwik FLECK: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994, S.111ff.

30 Thomas E. Swann unterlegt in einer sehr interessanten Lesart den Schlafenden Schönen eine mythologische Folie: So wird die Empfangsdame mit *datsue-baba* (oder *shôzuka no baba*) parallelisiert, die am Übergang zum Reich der Toten deren Kleider abnimmt und interpretiert den Zeitraum (von mehr als einem, aber weniger als zwei Monaten), in dem Eguchi immer wieder in das Haus der Schlafenden Schönen zurückkehren wird, als die Spanne der 49 Tage (*chûin*), in denen Verstorbenen sich nach buddhistischer Auffassung in einem Bereich zwischen Leben und Tod aufhalten. (Vgl. Thomas E. SWANN: „The House of the

„Das Mädchen schläft tief und weiß von nichts“, sagte die Frau zum wiederholten Male. „Die Kleine wird durchschlafen und von Anfang bis Ende nichts mitbekommen. Auch nicht, neben wem sie eigentlich geschlafen hat [...] Insofern brauchen Sie sich also keine Sorgen zu machen.“ (dt. S.8; jap. S.171)

Er selbst wird sich jetzt, in seiner ersten Nacht, als er das ihm zugeführte Mädchen in Augenschein nimmt, davon überzeugen können:

Auch in der Hand der Kleinen, die der alte Mann zuvor ergriffen und geschüttelt hatte, saß bis in die Fingerspitzen der Schlaf; sie lag, wie er sie hatte fallen lassen. Und als er jetzt das für ihn bestimmte Kopfkissen beiseite zog, rutschte sie gleichzeitig von ihrem Kissen herab. Den einen Ellbogen auf das seine gestützt, betrachtete der alte Eguchi die Hand und murmelte: „Als ob sie lebendig wäre ...“. Natürlich bezweifelte er nicht, daß sie lebendig war; er hatte nur ausdrücken wollen, wie hübsch sie ihm erschien. Andererseits ließen diese Worte, einmal ausgesprochen, einen unheimlichen Nachhall zurück. Schließlich hatte man die bis zur Fühllosigkeit eingeschlaferte Schöne in eine so unendliche Tiefe hinabgesenkt, daß ihre Lebenszeit wenn auch nicht stillstand, so doch verlorenging. Dabei war sie keine lebende Puppe geworden, lebende Puppen konnte es nicht geben; vielmehr hatte man sie in ein lebendiges Spielzeug verwandelt, um Greise, die längst aufgehört hatten, Männer zu sein, damit vor beschämenden Gedanken zu bewahren. Nein, nicht in ein Spielzeug; wahrscheinlich war sie für diese Greise das Lebendige selbst. Ein Lebendiges, das von ihnen betastet werden konnte. (dt. S.16f.; jap. S.176)

Dann, als Eguchi meint, an der sehr jungen Frau, die neben ihm in tiefem Schlaf liegt, einen Geruch von Milch wahrzunehmen, suchen ihn Gedanken an den Milchgeruch seiner Enkelkinder heim, Erinnerungen an deren Mütter, seine drei Töchter, seine damalige Geliebte, die zu Zeiten, als seine Kinder sehr klein waren, auf einen ebensolchen Milchgeruch, der seiner Kleidung anhaftete, mit Abscheu und Eifersucht reagiert hatte, an eine Geliebte vor seiner Ehe, deren Brust er in rasender Leidenschaft blutig gebissen und die keinen Schmerz empfunden hatte, an weitere Geliebte seines Lebens bis er – allerdings im Zerrspiegel eines Alptraumes – wieder auf seine Kinder und Enkelkinder zurückgeführt wird.

Zu seiner eigenen Überraschung sucht er ungefähr einen halben Monat nach dieser ersten Nacht das merkwürdige Freudenhaus ein zweites Mal auf. Jetzt wird ihm kund getan, daß es im Metier der *Schlafenden Schönen* offenbar so etwas wie Erfahrung gibt, denn ein „erfahreneres“ Mädchen (dt. S.40; jap. S.190) wird ihm angeboten; Eguchi meldet Zweifel an:

„So? Sie sei die Erfahrenere, sagen Sie – was heißt da erfahren? Sie schläft ja doch.“

„Ach, wissen Sie ...“ (dt. S.41–42; jap. S.191)

Das Rätsel, wie Erfahrung und Tiefschlaf zusammengehen können, wird nicht wirklich gelöst – was könnte es anderes bedeuten, überlegt Eguchi, als die

Sleeping Beauties“, in: Ders. (Hg.): *Approaches to the modern Japanese short story*. Tōkyō: Waseda University Press 1982, S.113–128.)

„regelrechte Abrichtung“ von Frauen, deren körperliche Weiblichkeit ausgestellt, deren Seele aber in tiefen Schlaf versetzt wird? (dt. S.53; jap. S.197)

Mit dieser zweiten Nacht ist Eguchi schon in eine Serie geraten. Was veranlaßt ihn, den in „natürlicheren“ Liebesdingen höchst Erfahrenen dazu, in das Haus der *Schlafenden Schönen* zurückzukehren? Was genau ist sein Begehren? Was will er wissen?

Ist es wirklich nur der Wunsch, im Alter sich noch einmal an jungen Körpern zu erfreuen, ohne dabei in Gefahr einer Demütigung zu laufen? Zu genau erkennt Eguchi, daß das arrangierte Zusammensein eines Greises mit einem narкотisierten Mädchen in sich eine demütigende Veranstaltung ist – „kein menschliches Miteinander“ (dt. S.41; jap. S.191), und zu wenig fühlt er sich mit seinen gerade siebenundsechzig Jahren den Greisen tatsächlich schon zugehörig. Auch in den Augen der Empfangsdame ist er schließlich ein unsicherer Kandidat, von dem man nicht wissen kann, ob seine noch nicht geschwundenen Kräfte den Versuchungen der Nacht widerstehen würden. In der Tat wandelt Eguchi in der zweiten Nacht der von körperlicher Lust angetriebene Wunsch an, durch einen Bruch der Regeln stellvertretend Rache zu nehmen für die unwürdigen Veranstaltungen dieses Bordells. Doch als er merkt, daß die junge Frau neben ihm noch unberührt ist, was er nicht wirklich erwartet zu haben scheint, wurde sie ihm doch als eine „Erfahrene“ angekündigt, und daß sie auch durch sein rücksichtsloses Vorgehen nicht erwachen würde, gerät er abermals in bittere Gedanken über die Arrangements dieses merkwürdigen Bordells, bricht ab und läßt sich durch die Satzketten der im Schlaf Sprechenden neben ihm in eine irrwitzige Kommunikation ziehen:

Die Kleine schien geträumt zu haben; war dieser Traum jetzt zu Ende? Aber vielleicht hatte sie auch gar nicht geträumt, vielleicht hatte sie sich unter den wilden Berührungen durch die alten Männer nur allmählich daran gewöhnt, wie zur Abwehr im Schlaf Reden zu führen. Ja, dachte Eguchi, das muß es gewesen sein. Zwar war die Kleine von einer solche Koketterie erfüllt, daß sich ihr Körper, während sie schlief, auch ohne Worte mit einem alten Mann unterhalten konnte; Eguchi jedoch wollte sie wirklich sprechen hören, und wenn es nur in unzusammenhängenden Wortketten wäre. [...] Zaudernd überlegte er, was er sagen, wo er sie anstoßen müsste, um von ihr eine im Schlaf gemurmelte Antwort zu erhalten; dabei streichelte er die Grübchen an ihrem Rückgrat entlang und fragte schließlich: „Träumst du noch? Oder ist er vorbei, der Traum von deiner Mutter, wie sie verschwand?“ (dt. S.54f.; jap. S.197f.)

Und wieder entspinnen sich weite Assoziations- und Erinnerungsketten, in denen er sich mit sich selbst als Vater, als Ehemann, als Geliebter und Liebender in verschiedenen Lebensphasen konfrontiert sieht und die er erst nach vielen Stunden mit der Einnahme des bereitliegenden Schlafmittels unterbindet.

Schon eine Woche später wird er das Haus der *Schlafenden Schönen* wieder aufsuchen. Diesmal, so hört er von der Empfangsdame, ist das in Schlaf versetzte Mädchen „noch in der Ausbildung“ (dt. S.67; jap. S.203).

„Sie ist neu, ein junges Ding noch.“
Der alte Eguchi war verwirrt.

„Und weil sie noch nicht eingewöhnt ist, hat sie Angst. Ob nicht, meinte sie, eine andere mit ihr kommen könne? Aber ich habe gesagt: Das geht nicht. Der Gast mag das nicht.“

„Was denn, zwei auf einmal? Mir wäre auch das durchaus nicht unangenehm. Zudem, wenn sie schläft wie tot, kann sie doch gar nicht wissen, ob es da etwas zu fürchten gibt.“

„Natürlich nicht. Gehen Sie bitte trotzdem sanft mit ihr um – eben weil sie noch nicht daran gewöhnt ist.“

„Ich werde ihr nichts tun.“

„Das weiß ich.“

„Noch in der Ausbildung?“ murmelte der alte Eguchi. Es gab schon seltsame Dinge. (Ebd.)

Immer deutlicher wird in seiner dritten Nacht, daß er, einerlei, ob die Frauen „erfahren“ oder „noch in der Ausbildung“ sind, dieser wechselnden jungen Frauen bedarf, um seine Gedanken, Gefühlen und Erinnerungen auf für ihn unvorwegnehmbare Weise zum Ablauf zu bringen. Eguchi wird sich selbst zum ‚epistemischen Ding‘ und die *Schlafenden Schönen* stehen hier wiederum auf der Seite der ‚technischen Dinge‘ eines kunstvoll eingerichteten Arrangements, durch das es seine Erinnerungen und Phantasien laufen. Allerdings wird Eguchi dabei gewahr, daß jedes Mädchen durch ihr Gebaren im Schlaf nicht weniger als durch ihr Aussehen ihn auf die unterschiedlichsten Gefühls- und Gedanken- spuren setzt: Zärtlichkeit, Lust, väterliche Fürsorge, Gewaltphantasien. Nicht herrscht hier allein, wie es anfangs aussieht, die narkotisierte Verfügbarkeit, sondern die narkotisierten Frauen scheinen mehr und mehr über ihn zu verfügen. Selbst im tiefsten Schlaf spielen sie durch ihr ganz unterschiedliches Aussehen, ihren spezifischen Geruch und individuelles Gebaren, ihre eigenen Möglichkeiten aus und gehen mit ihm, dem Selbstversucher in einem fremden System, ein Verhältnis ‚intimer Exteriorität‘ bzw. ‚Extimität‘ ein, d.h. hier passieren Dinge selbstläufig, schlafwandlerisch, die er, der Wache, nicht in der Hand hat – genau dies scheint Eguchi, dieser Virtuose der Intimität, dieser versierte Liebhaber vieler Frauen, erfahren zu wollen: Aufschlüsse über Verschüttetes, nicht Geklärtes, nicht Eingestandenes – ein selbstexperimenteller, psychoanalytisch anmutender Prozeß. Gleichzeitig beunruhigt ihn dieser Ausschluß. So sehr ihm die besondere, künstlich-käufliche Situation in seiner Seelenerkundung zuträglich ist, so sehr quält ihn diese unkontrollierbare Seelenarbeit. Als Eguchi jetzt, in seiner dritten Nacht, neben dem bestenfalls sechzehnjährigen narkotisierten Mädchen liegt, überlegt er, ob er nicht versuchen sollte, von der Frau dieses Hauses dasselbe Mittel zu bekommen.

Vermutlich wird sie es mir nicht geben; wie aber, wenn ich es doch bekäme, und auch ich fiel in einen Schlaf wie ein Toter? (dt. S.69; jap. S.205)

Dann bringen ihn die im Selbstgespräch gefallenen Worte „Schlafen wie ein Toter“ auf die Erinnerung an eine seiner letzten Geliebten, einer verheirateten Frau, die nach einer gemeinsam verbrachten Nacht im Aufwachen meint: „Ah, ich habe geschlafen wie eine Tote! Wirklich, wie tot habe ich geschlafen.“ (dt.

S.70; jap. S.205f.) Lange spürt Eguchi diesem Verhältnis nach, in das er meint, plötzliche – späte – Einsichten zu haben, von dort fließt der Strom der Gedanken weiter zu Erlebnissen mit einer Prostituierten, die noch um einiges jünger gewesen sein mochte als die Kleine neben ihm; Unbehagen überfällt ihn:

Was war denn das Übelste, das ein Mann einer Frau antun konnte? Affären wie die mit der verheirateten Frau in Kôbe oder mit der vierzehnjährigen Prostituierten füllten in einem langen Menschenleben einen flüchtigen Augenblick, um schon im nächsten Augenblick vergangen zu sein. Daß er eine Frau geehelicht, daß er Töchter aufgezogen hatte, galt zwar vor der Welt als Guttat; aber lang ist die Zeit, und wie er diese lange Zeit beherrscht, wie er das Leben dieser Frauen gelenkt oder gar ihren Charakter verbogen hatte – war das nicht ein einziger Frevel gewesen? Wahrscheinlich war ihm, bedrängt von Gewohnheit und Ordnung dieser Welt, die Empfindung für das Böse abhanden gekommen.

Auch neben einem eingeschlaferten jungen Mädchen zu liegen bedeutete zweifellos eine Übeltat. Was erst dann so recht deutlich würde, wenn er die Kleine umbrächte. Und vermutlich wäre es ein Leichtes, ihr die Kehle zuzudrücken oder ihr die Hand auf Mund und Nase zu pressen, so daß sie ersticke. Allein, sie schlief, den Mund geöffnet, und ließ ihre kindliche Zunge sehen. Eine Zunge, auf die der alte Eguchi nur den Finger legen brauchte, und sie würde sich einwölben wie die Brust, an der ein Baby saugt. (dt. S.79; jap. S.210)

Eguchi versucht, die in ihm aufgestiegene böse Lust mit einer vor sich selbst abgelegten Beichte zu ersticken; Traum- und Trugbilder tauchen hinter seinen Lidern auf; er schreckt auf und ist wieder von dem Gedanken besessen das gleiche Schlafmittel wie die Mädchen zu schlucken, wieder „spürte er die Verführung, die darin lag, zusammen mit einem wie tot eingeschlaferten Mädchen ebenfalls wie tot zu schlafen“. Doch er erreicht die Empfangsdame nicht; am nächsten Morgen hakt er nach:

„Haben Sie mich heute nacht nicht klingeln gehört? Ich hätte so gern das gleiche Mittel gehabt, wie es die Mädchen bekommen. Ich möchte einmal schlafen wie sie.“

„Das ist nicht erlaubt. Vor allem ist es gefährlich für alte Leute.“

„Ich habe ein kräftiges Herz; da machen Sie sich nur keine Sorgen. Und selbst wenn ich nie wieder erwachte, ich würde es nicht bedauern.“

„Nun sind sie erst das dritte Mal hier gewesen, und schon fangen Sie an, solche launenhafte Reden zu führen.“

„Wo sähen Sie denn die Grenzen dessen, was Sie in diesem Haus an Launenhaftigkeit durchgehen ließen?“

Die Frau betrachtete den alten Eguchi mit einem abschätzigen Blick, ein schwaches Lächeln glitt über ihre Lippen. (dt. S.85; jap. S.213)

Nein, die Grenzen sind noch nicht ausgelotet, und Eguchi kann von der Auslotung von Grenzen nicht lassen; denn hier gibt es, experimentaltheoretisch gesehen, Antworten auf Fragen, die er noch gar nicht zu stellen in der Lage ist, er befindet sich inmitten einer avancierten Maschinerie, in der Vergangenheit und Zukunft gleichzeitig hergestellt werden. In der vierten Nacht, in der er neben einem, wie es angekündigt wird, „heißblütigen Mädchen“ (dt. S.89; jap.

S.215, geänd.), zu liegen kommt, überfallen Eguchi, wie in der Nacht zuvor, Gewaltphantasien: Welchen Duft würde ihr Körper verströmen, wenn er sie erdrosselte? Der schwere süße Duft dieses Mädchens erinnert ihn, wie schon in der ersten Nacht, an den Milchgeruch eines Babys; wie in der zweiten Nacht überkommt ihn das wilde Verlangen, die junge Frau zu schwängern. Dann vermeint er in seinem Inneren eine Stimme zu vernehmen, die ihn verspottet, in ein Gespräch über seine Sehnsüchte verwickelt und ihn zu warnen scheint:

„Komm nie wieder hierher! Gesetzt den Fall – und die Möglichkeit besteht, zehntausend zu eins –, eines der Mädchen erwachte mitten in der Nacht: kannst du dir denn gar nicht vorstellen, wie sehr das einen Greis beschämen muß?“ (dt. S.95f.; jap. S.218)

Daß eines der Mädchen erwachen würde, ist für Eguchi eine Vorstellung, die „etwas außerordentlich Verführerisches“ (ebd.) hat. Sie läßt in ihm eine kurze sadistische Lust wieder entflammen, in der er – Hanaoka Seishûs Anliegen wieder auf den Kopf gestellt – überlegt, von einem wie gearteten Schock eine solche Eingeschläferte denn, wie benommen auch immer, die Augen aufschlagen würde. „Müßte man zum Beispiel so auf sie einhauen, daß sie einen Arm verlore, müsste man ihr einen tiefen Stich in Brust oder Bauch beibringen, um sie am Weiterschlafen zu hindern?“ (dt. S.96, jap. S.218) In einem Gefühlstaukel von entfesselter Phantasie, Reue und Verzagttheit fällt er in einen Schlaf, aus dem er sich am nächsten Morgen von der Empfangsdame nur schwer wecken läßt.

„Ich habe eine ernstliche Bitte an Sie“, sagte der alte Euchi in geradezu förmlichen Tonfall. „Könnten Sie mir nach dem Frühstück nicht noch einmal diese Schlaftabletten geben? Ich bitte sehr darum. Ich bezahle sie ihnen extra. Ich weiß zwar nicht, wann die Kleine aufwachen wird ...“

„Ausgeschlossen.“ Das fahle Frauengesicht wurde leichenblaß, selbst ihre Schultern waren jetzt steif. „Was reden Sie nur? Alles hat einmal seine Grenzen.“

„Grenzen?“ Der alte Mann versuchte zu lachen, aber er brachte kein Lachen heraus. (dt. S.99f.; jap. S.220)

Über der fünften und (vermutlich) letzten Nacht, die Eguchi im Haus der Schlafenden Schönen verbringt, liegt bereits ein düsterer Schatten. Er hat davon gehört, daß kürzlich ein alter Mann dort gestorben sei – natürlich ist alles hinreichend diskret geregelt worden, und doch hält sich Eguchi lange bei der unabweislichen Nähe alter Männer zum Tod und das Unheimliche der Nähe junger Frauen zu alten Männern auf, bis ihm die Empfangsdame das Wort abschneidet und ihn „nach nebenan“ bittet, wo dieses Mal zwei Mädchen schlafen: ein dunkles, erhitztes unruhig schlafendes und eine „kleine Sanfte“. Das dunkle Mädchen erscheint ihm, den der Gedanke an den Tod nicht losläßt, wie „das Leben selbst“ (dt. S.109f.; jap. S.226) – könnte sie nicht „die letzte Frau“ in seinem Leben sein? (dt. S.116; jap. S.229)

„Die letzte Frau in meinem Leben ... Aber wie komme ich eigentlich darauf? Die letzte Frau? ... Nein“, dachte er, „doch nicht so! Und welche wäre dann die erste gewesen?“ [...] Die erste Frau? ... „Das war meine Mutter“, durchfuhr es den alten Eguchi. „Außer ihr kann es keine gewesen sein“, beantwortete er, selber überrascht, die eigene Frage. „Die Mut-

ter als Frau?“ Jetzt war er siebenundsechzig Jahre alt, und da zum ersten Mal, während er zwischen zwei nackten Mädchen lag, stieg plötzlich aus irgendeiner Tiefe seines Inneren diese Wahrheit auf. War es Blasphemie? War es Sehnsucht? (dt. S.120; jap. S.231)

Das Bild seiner sterbenden, aus Nase und Mund blutenden Mutter steigt in ihm auf, wird abgelöst von den Bildern seiner jungen Ehefrau inmitten von Blüten, aus denen plötzlich rote Tropfen fallen. Er schreckt auf und wird gewahr, daß der Körper des unruhigen Mädchens neben ihm kalt ist, sie atmet nicht, das Herz steht still. Er alarmiert die Empfangsdame, die ihn beruhigt, das Mädchen sei nicht tot, rasch wird sie aus dem Zimmer getragen und er mit weiteren Schlafmitteln versorgt:

„Wirklich, machen Sie sich keine überflüssigen Sorgen. Legen Sie sich bitte ruhig wieder hin. Noch ist ja das andere Mädchen da.“ (dt. S.125; jap. S.235)

Ist das Experimentalsystem, in dem sich Eguchi selbst, als Erkunder seines gelebten Lebens und möglichen Sterbens aufs Spiel hat setzen wollen, wirklich nur halb zusammengebrochen? Jedenfalls nimmt der „Dornröschenschlaf“ (*Nemureru bijo* erinnert an *Nemureru mori no bijo*, das „japanische“ Dornröschen)³¹ kein gutes, sondern ein jähes Ende. Das unterscheidet eben Grimms Märchen von einer riskanten Versuchsreihe.

4. Wohin führen intime Experimente?

Wenn wir uns nach diesem Durchlauf fragen, wie die experimentelle Perspektive auf die drei bekannten japanischen Romane vertrautere Lesarten befragt, dann ist dies – vor allem für *Kagi* und *Nemureru bijo* – eine Korrektur der Annahme, es handele sich hier mehr oder minder um schwülstige, literarisch geadelte Altmännerphantasien. Gerade auch ein Blick in Gabriel García Márquez erst kürzlich erschienenen Roman *Erinnerung an meine traurigen Huren*, der ganz ausdrücklich angelehnt ist an Kawabatas *Nemureru bijo*, kann einen übrigens aufs heilsamste darüber belehren, wie eine um diffizilere Implikationen entleerte Fassung eines solchen Themas tatsächlich aussieht.³²

Wenn die Romane – und in der Offenheit der Thematisierung intimer Erfahrungen steht auch *Hanaoka Seishû no tsuma* in dieser Reihe – also nicht alle nur auf der „Sexwelle“ der 60er Jahre dahergeschwommen sind, was ist dann das Spezifische? Denn daran, daß diese Kombination von Begehren, Schlaf, Verfügungsgewalt und Entmachtung eine auffällige ist, besteht kein Zweifel. Welche vergleichbaren Fälle aus anderen Literaturen fallen uns ein? Allenfalls Kleists

31 Der Titel „Dornröschenschlaf“ hingegen, unter dem Banana Yoshimotos eingangs erwähnte Buch *Shirakawa yofune* in deutscher Sprache erschienen ist, bezieht sich nicht auf derartig explizite Hinweise in Titel oder Text.

32 Vgl. Gabriel García MÁRQUEZ: *Erinnerung an meine traurigen Huren*. [Memoria de mis putas tristes. Barcelona: Mondadori 2004] Aus dem Spanischen übersetzt von Dagmar PLOETZ. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2004. Ich danke Irmela Hijiya-Kirschnereit für den Hinweis auf diese Adaption.

Novelle, in der die *Marquise von O.* in Ohnmacht geschwängert wird oder jene Abschnitte aus Prousts *Die Gefangene*, in denen Marcel sich im Anblicken der schlafenden Albertine Aufschluß über sein Begehren erhofft. Doch fehlen hier sämtliche Hinweise auf eine experimentelle Haltung; weder das in die Hände russischer Truppen geratene italienische Kommandanturhaus noch das französische Schlafzimmer sind in dem Sinne Schlaflabore, in dem wir dieses Wort für die *settings* der drei japanischen Romane in Anschlag gebracht haben. Das Augenfällige an den japanischen Fällen scheint der Antagonismus zwischen einem kulturell hochkodierten Sicherungssystem gegen den Einbruch einer „wilden Dimension“ der Intimität³³ und einer nur in isolierten Sonderräumen – einem Behandlungsraum, einem beleuchtungstechnisch hochgerüstetes Schlafzimmer, einem bordellartiger Geheimclub – erprobbareren vollständigen Verfügungsgewalt zu sein. Was in der Geschichte der Familie Hanaoka im Zeichen medizinischen Fortschritts einen, bei aller Problematik, gesellschaftlich noch einigermaßen kompatiblen Rahmen abgibt, gerät in den anderen beiden Fällen aus den Fugen: Was läßt sich mit narkotisierten Körpern anstellen? Was läßt sich an und mit ihnen in Erfahrung bringen? Ein zutiefst unheimliches Moment liegt darin, daß wir, wenn wir hier in experimentellen Termini sprechen, nicht darüber hinwegsehen können, daß Japan – nicht anders als Deutschland – es im 20. Jahrhundert mit einer jeweils eigenen Geschichte von Menschenversuchen aufzunehmen hat, in denen mit oder ohne Narkotisierung brutalste, in den meisten Fällen mörderische Verfügungsgewalt ausgeübt wurde. Mit aller gebotenen Vorsicht und im Wissen darum, daß es von hier aus eingehender weiterer Untersuchungen bedürfte, soll die Frage gestellt werden, ob nicht in diesen Romanen der Nachkriegszeit diese traumatisierende Unfaßbarkeit experimenteller Machtgefüge miteingeschrieben sein könnte.³⁴ Daß wir es hier, in den Konstellationen der Romane, zumindest nicht direkt mit den Extremfällen der Lagerexperimente zu tun haben, sondern mit Experimenten, in denen spätestens auf den zweiten Blick gerade nicht die reine Machtfülle und totale Beherrschbarkeit waltet, daß wir hier also das Erstaunen, den Unwillen, die Ungehaltenheit, die Beschämung darüber erkennen können, daß die Schlafenden, die auf die Dingseite Geratenen, einen durchaus eigenen Beitrag in diesem System leisten, liegt an der Könnerschaft – sollte ich sagen ‚Erfahrenheit‘? – der japanischen Autoren, die wiederum mit einer neuen Experimentaltheorie in ein besonderes Licht gerückt werden kann. Intime Experimente sind gegen Extimität nicht gefeit, und selbst im Schlaf vermögen die ‚Dinge‘ eines gut eingerichteten System ihren Eigensinn gegen die Pläne des Experimentators zu behaupten. Diese nicht vollkommen kontrollierbare oder verfügbare Dimension der ‚Dinge‘ im Experimentalsystem,

33 Eine recht einseitige und eintönige Auflistung von Materialien findet sich hierzu auch bei Hans Peter DUERR: *Intimität. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990 Bd.2, § 15.

34 Spätestens hier wäre dann auch ENDÔ Shûsaku *Umi to dokuyaku*, 1957 (dt. *Meer und Gift*. Aus dem Japanischen übers. von Jürgen BERNDT. Berlin: Volk und Welt 1976), in dem Visionssektionen an Kriegsgefangenen thematisiert werden, in die Überlegungen einzubeziehen.

die eben dafür Sorge trägt, daß sie etwas sagen oder zeigen können, was nicht schon gänzlich in den Einrichtungen des Experimentators liegt, was ihm widerstrebt, ließe sich versuchsweise mit dem Begriff der Integrität belegen; Integrität hier verstanden als die Fähigkeit, sich durch eine grundsätzliche Uneinholbarkeit, eine Unvorhersehbarkeit der (Re)Aktionen gegen ein bestimmtes Erkenntnisinteresse zu verwehren und den Experimentierenden immer wieder in die Position der Nachläufigkeit zu versetzen. Angesichts des Umstandes, daß wir hier für die Erfassung von Versuchen, die Menschen an und mit Menschen durchführen, eine Konzeption nutzbar gemacht haben, die im Zusammenhang mit der molekularbiologischen Laborforschung entwickelt wurde, darf es nicht erstaunen, daß begriffliche Modifikationen geraten scheinen, doch die Frage, ob nun dieser Begriff der Integrität wiederum zu sehr an Menschenversuche, an die personale Integrität der Versuchspersonen gebunden ist, als daß er verallgemeinerbar wäre, oder ob er als Pendant zur Extimität / intimer Exteriorität für die dem analytischen Zugriff entzogene oder sich entziehende Dimension der Dinge im Experimentalsystem grundsätzlich in Anschlag gebracht werden kann, muß andernorts weiter diskutiert werden.

Noch ein zweiter Punkt kann hier nur angerissen werden als Beispiel für den Rückschlag der Erprobung eines Modells an fremden Materialien auf dieses Modell selbst: Mit Blick auf die intime Exteriorität hat, wie ich darlegte, Hans-Jörg Rheinberger davon gesprochen, daß die komplementär strukturierten Verwicklungen von Experimentator, epistemischem und technischem Ding die Frage nach Autorschaft und Agentenschaft eigentlich obsolet werden läßt. Auf der Grundlage der Erörterungen der drei japanischen Fälle intimer Experimente, wäre zu überlegen, ob nicht Akteuralität weniger diffundiert, vielmehr jeweils in äußerst komplizierten und dynamischen Verteilungen zwischen Experimentatoren und den vermeintlichen ‚technischen Dingen‘ am Werk ist, so daß die Frage nach ‚Autorschaft‘ und ‚agency‘ eben gerade nicht mehr nicht gestellt werden muß, sondern, im Gegenteil, so präzise und kleinschrittig wie möglich immer wieder neu zu stellen ist. Auch zu solchen Überlegungen können uns (literarisch) aufwendige (japanische) Experimente mit Schlaf und Intimität führen.³⁵

Wenn Materialien und Theoreme miteinander auf interdisziplinäre Wanderschaft gehen, wenn sie „nomadisieren“, werden neue Problemkreise in der Wissenschaftslandschaft eingetragen, und die Arbeit zwischen den Kulturen, den ethnologischen wie den epistemologischen, kann weitergehen.

35 Zur Diskussion darüber, ob und in welchem Sinne die Japanwissenschaft an der Seite systematischer Disziplinen zur allgemeinen Theoriebildung beitragen kann, vgl. Ines GÜNTHER / Irmela HIJYA-KIRSCHNEREIT / Matthias KOCH: „Japan als Fallbeispiel in den Wissenschaften – eine Einführung“, in: *Japanstudien. Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien*. Bd. 14 (2002), S. 17–42.